

Roger Köppel: Gerhard Schröder, einer der Besten Deutschlands

Ausgabe für Deutschland
Nummer 12 – 23. März 2024 – 92. Jahrgang

DIE WELTWOCHEN



Die Geburt Europas aus dem Geiste der Frau

Ohne Antigone, Medea und Cassandra keine Demokratie.

Prof. Jürgen Wertheimer

Macron und Scholz

Szenen eines Zerwürfnisses. Jürg Altwegg

Gandhis keuscher Erbe

Das faszinierende Leben von Indiens Premier Narendra Modi.

Francis Pike

Alice Weidel
Deutschlands Weg
in den sanften
Totalitarismus

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Gerhard Schröder, einer der Besten

Basta.
Gerhard Schröder, deutscher
Bundeskanzler (1998–2005)

Am 7. April feiert der deutsche Altkanzler Gerhard Schröder in Hannover seinen 80. Geburtstag. Bilder zeigen ihn fit, verschlankt, in beeindruckender Form. Seine koreanische Frau scheint ihm gut zu schauen. Man hört, Schröder sei hervorragend drauf, kämpferisch-agil, schlagfertig, humorvoll wie in besten Zeiten.

Der Sozialdemokrat kam in Deutschland zuletzt wegen seiner Haltung zu Russland und seiner Freundschaft zu Wladimir Putin masslos in die Kritik. In Berlin wollen sie ihm deshalb das Büro und die Mitarbeiter streichen. In der Partei drohte ihm sogar der Ausschluss – Peinlichkeiten sondergleichen.

Dabei gehört Gerhard Schröder unbestritten zu den grössten deutschen Politikern unserer Zeit, einer der Besten, den die Bundesrepublik hervorgebracht hat. Mit seinen Reformen hauchte der Wirtschaft neues Leben ein. Seine Aussenpolitik war mutig. Schröder stellte Deutschland über Ansehen, Amt und Partei. Das war grosse Klasse.

Seine Kritiker verspotteten ihn als «Brioni-Kanzler», als «Kanzler der Bosse». Dabei wusste der soziale Aufsteiger aus ärmlichsten Verhältnissen nur besser als seine Kritiker, dass es ohne blühende Wirtschaft keinen Sozialstaat geben kann. Schröder stand für eine Sozialdemokratie, die Leistung nicht bestrafte, sondern ehrte.

Immer schon faszinierte mich dieser Politiker, der wie so viele zu seiner Zeit den sozialdemokratischen Traum der sozialen Aufwärtsmobilität nicht nur rednerisch besang. Er lebte, verkörperte ihn. Schröder war nicht, wie seine Gegner ätzten, das Gegenteil – er war der Inbegriff der SPD.

Schröder, nach mehreren Scheidungen finanziell wohl etwas unter Druck, sah sich nach dem Abgang gezwungen, sein Vermögen zu optimieren. Eine Spur zu rasant in den Augen seiner Kritiker trat er in die Dienste seines Freundes Wladimir Putin ein. Doch sein Engagement schadete nicht. Deutschland profitierte.

Das gilt speziell für seine heute vielgeschmähte Russland-Politik. Sie steht in besten sozialdemokratischen, in guten deutschen Traditionen.

Nach dem Krieg richtete Gründungskanzler Adenauer die junge Republik nach Westen aus. SPD-Regierungschef Willy Brandt brachte mit seiner Ostpolitik die Balance, das Gleichgewicht zurück.

Deutschland als Brücke zwischen Ost und West – das prägte Politik und Weltbild von Kanzler Schröder, und genau darin erwies er sich zudem als kluger Diener deutscher Interessen. Seine Agenda-Reformen brachten die Wirtschaft in Schwung. Seine Aussenpolitik sicherte den Frieden und günstige Energie aus dem Osten.

Heute ist in Deutschland beides weg. Das Resultat fühlt sich elend an. Allerdings ist es nur ein Vorgeschmack darauf, was ganz Europa droht,

*Er ist verschrien als Putin-Freund.
Dabei wären seine Verbindungen
zum Kreml heute ein Segen.*

wenn wir mit der blinden Kriegerei gegen Russland weitermachen. Diese Politik treibt die Russen in die Arme der Chinesen. Europa bliebe der Vorposten, der Bettvorleger der erstarkten Supermacht aus Asien.

Wollen wir unseren Kindern diese Tristesse hinterlassen? Stellen wir uns vor, was es konkret bedeutet: China wird dank Russlands Reservoirs übermächtig. Europa rutscht aufs Abstellgleis. Ennet der Ozeane schauen die Amerikaner für sich. Von Süden und Osten kommen die Afrikaner und die Muslime. Wirtschaftlich bricht Dürre aus.

Das ist finster, aber leider nur allzu realistisch. In Deutschland findet darüber keine Debatte statt. Die Politik verliert sich im Fieber der Waffen, der Rechthaberei. Wenn er denn überhaupt noch zu Wort kommt, mahnt Schröder, über den Krieg hinauszudenken, die Geopolitik nicht zu vergessen, einsamer Rufer in der Geisteswüste.

Es ist ein Jammer, dass Schröder nicht mehr Bundeskanzler ist. Ein Mann wie er fehlt heute in der Bundesrepublik. Die Stärke der Demokratie ist die Offenheit, der Streit. Auch davon ist wenig geblieben. Aus Demokratien werden Despotien, wenn kritisches Denken bestraft, «gencancel» wird. Leider treiben die Medien den Ungeist noch voran.

Wo eigentlich ist die Europäische Union? Gibt es sie noch? Präsident Macron lässt sich beim Boxen fotografieren, mit einem Bizeps, der entweder computergeneriert oder Ausdruck übertriebener Eitelkeit ist. Hat der Staatschef Frankreichs so viel Zeit fürs Fitnessstudio? Die Mackerposen entlarven die Schwäche, die dahintersteckt.

Im vertrauten Kreis fragt sich Schröder, warum die Deutschen und die Franzosen, warum Scholz, dessen Taurus-Nein er unterstützt, und Macron ihre Ukraine-Unterstützung nicht schon längst an Friedensforderungen knüpfen. Selenskyj müsse Pläne vorlegen, wie er diesen Krieg beenden wolle, realistische Pläne.

Schröders Überlegungen sind vernünftig, doch die meisten deutschen Politiker und Journalisten huldigen nach wie vor dem Krieg, ohne selber ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Man spricht ausschliesslich über Waffen, aber überhaupt nicht wird darüber diskutiert, wie man zurück zum Frieden kommt.

Russland wird nicht einfach von der Landkarte verschwinden. Russland ist ein europäisches Land. Will man das im Funktionäreuropa der EU überhaupt noch wahrhaben? Kaum einer hat bessere Beziehungen zum Kreml und mehr Russland-Erfahrung als der Ex-Kanzler. Doch, verrückt, seine Expertise ist politisch nicht gefragt.

Schröder ist verschrien als Putin-Freund. Dabei wären seine hervorragenden Verbindungen zum Kreml heute ein Segen nicht nur für die Bundesrepublik. Die Art, wie sie mit dem früheren Regierungschef in Berlin umgehen, veranschaulicht den drastischen Verlust an Pragmatismus. Moralismus und Besserwisseri sind Trumpf.

Immerhin: Kanzler Olaf Scholz, den Schröder verteidigt, und Fraktionschef Rolf Mützenich, den sie für die Forderung, den Krieg «einzufrieren», jetzt heftig kritisieren, wandeln etwas, wenn auch unentschlossen, auf Schröders Spuren. FDP, Grüne, CDU/CSU hingegen trommeln fast hysterisch für Waffen, für Krieg.

Schröder ist von anderem Kaliber als heutige Genossen. Alles musste er sich erkämpfen. Das prägt. Weit leichtfüssiger kam da die junge Generation nach oben. Und für manche gilt: Je weniger man geleistet hat, desto mehr bildet man sich darauf ein. Jammerschade, dass Gerhard Schröder nicht mehr Bundeskanzler ist. R. K.

Wer ist Narendra Modi?, Frauenverstehler Ryan Gosling, Der Reissverschluss – Schweizer Weltwunder des 20. Jahrhunderts, Arvi-Gründer Paolo Cattaneo

Narendra Modi ist der einflussreichste Führer in der indischen Geschichte seit der Unabhängigkeit. Nach zehn Jahren an der Regierung hat er das Fundament gelegt, damit die global grösste Demokratie ihr ganzes Potenzial als Weltmacht entfalten kann. Publikumswirksam kultiviere er ein asketisches Image, schreibt Francis Pike in seinem Porträt des indischen Politstars. «Dass Modi vegetarisch isst, ist für viele Inder kein Nachteil, sondern spricht für ihn.» Ebenso wenig, dass er keinen Sex praktiziere. Schliesslich wählte auch der grosse Mahatma Gandhi das Zölibat, nachdem er vier Kinder in die Welt gesetzt hatte. **Seite 18**

Filmstar Ryan Gosling scheint sich in der rosa Wolke, die ihn umhüllt, seit er im Grosse Erfolg «Barbie» deren Anhängsel Ken spielte, pudelwohl zu fühlen. Stets zuvorkommend und höflich, nicht ohne Selbstironie, aber immer politisch korrekt, schmiegte er sich unverblümt an das andere Geschlecht. Männer sind irritiert, Frauen fliegen auf ihn. Unsere Autorin Beatrice Schlag hat sich diesen Frauenverstehler 2.0 aus Hollywood genauer angesehen und geht dem Phänomen Gosling auf den Grund. **Seite 24**

Er gilt als Weltwunder des 20. Jahrhunderts. Aber letztlich weiss niemand, wie er funktioniert – und dass



Wein und Kunst: Arvi-Gründer Cattaneo.

es ihn gibt, fällt erst auf, wenn er klemmt: der Reissverschluss. Vor mehr als einhundert Jahren erfunden und von einem Schweizer vollendet, ranken sich um diesen Alltagsgegenstand Geschichten, die einem Wirtschaftskrimi ebenso wie einem Kolportageroman entsprechen. Fest steht: Die Spur dieses Jahrhundertwerks der Technik führt in die Schweiz zu dem Grossindustriellen Martin Othmar Petrus Notker Winterhalter. **Seite 26**

Was erlesene Weine anbelangt, gibt es nicht viele Anbieter, die Arvi, nun ja, das Wasser reichen können. Im Lager des Weinhändlers, das sich in Melano am Luganersee befindet, liegen fast eine Million Flaschen. Viele davon stammen aus den berühmtesten Châteaux im Bordelais und den namhaftesten Regionen der Welt. Verantwortlich für den Aufbau dieses Imperiums ist Paolo Cattaneo, ein Bauernsohn aus dem Piemont. Kurz vor dem Zwanzig-Jahr-Jubiläum seiner Firma hat uns der Siebzigjährige am Firmensitz empfangen, um seine Erfolgsgeschichte zu erzählen und auf ein Leben zurückzublicken, das ihn kreuz und quer über den Globus geführt hat. Cattaneo ist der lebende Beweis, dass sich mit genügend Fleiss, Geschick – und einer Prise Glück – fast alles erreichen lässt. **Seite 33**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

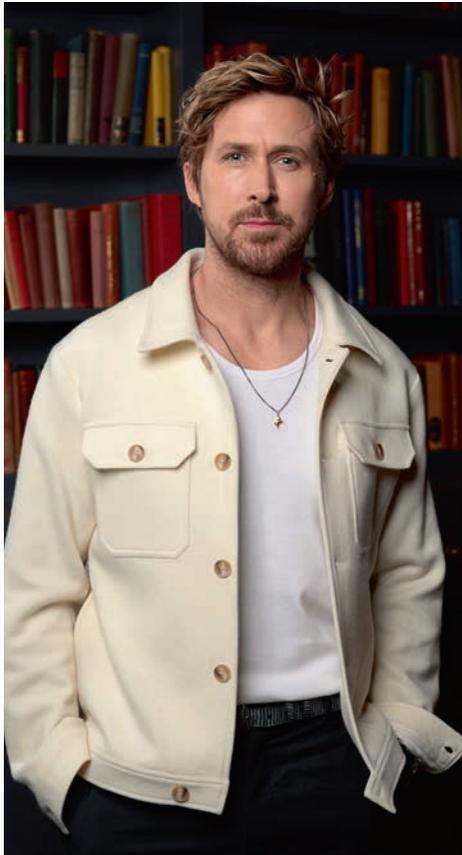
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Denken wie ein Mädchen: Ryan Gosling, S. 24



Grosse Oper: Giuseppe Verdi, S. 40

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Alice Weidel
Sonderweg zur Demokratiezerstörung
- 7 Matthias Matussek Liebes Deutschland
- 8 Medea, Antigone, Kassandra
Die Geburt Europas
aus dem Geiste der Frau
- 10 Ukraine Deutsche Militärs
hintergehen Regierung
- 12 Inside Washington
Biden in Obamas Schatten
- 12 Personenkontrolle
- 13 Kurt W. Zimmermann
Freie Fahrt für den Friedenskanzler
- 14 Frankreich und Deutschland
Es war einmal eine Freundschaft
- 16 Linus Reichlin
Verliebt in die Steuererklärung
- 17 Sharon Osbourne
Mit Tapferkeit zum Sieg

- 18 Narendra Modi
Gandhis keuscher Erbe
- 20 Wettrüsten
Dem Westen geht die Munition aus
- 21 Joe Ackermann
Einer wie er täte Deutschland gut
- 22 Christoph Heusgen
Putins Legende
- 24 Ryan Gosling Liebe seines Lebens
- 25 Wolfgang Schaller
Atemlos durch die Macht
- 26 Schweizer Weltwunder
des 20. Jahrhunderts
Die Erfindung des Reißverschlusses
- 29 Schwertwal Willy ist so frei
- 30 Asylzentren in Ruanda
Kigali statt King's Cross
- 32 Anabel Schunke
Granatenmässig grazil
- 38 Tamara Wernli
Das lustige Geschlecht

ERFOLG: PAOLO CATTANEO

- 33 Tresormeister des Genusses
Arvi-Gründer Paolo Cattaneo
erzählt aus seinem filmreifen Leben

LITERATUR UND KUNST

- 39 Ikone der Woche
- 40 So frisch wie am ersten Tag
Franz Werfels «Verdi»-Roman
- 42 Bücher der Woche
- 46 Christopher Nolan
Achterbahnfahrten
durch Vorstellungswelten

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex
- 50 Leserbrief

Deutschlands Weg in den sanften Totalitarismus

Die Ampelregierung will Meinungsäußerungen «unter der Grenze der Strafbarkeit» bekämpfen. Sie ersetzt die Herrschaft des Rechts durch die Herrschaft des Verdachts.

Der Leiter eines Gymnasiums ruft die Polizei, weil eine minderjährige Schülerin Sympathie mit einer Oppositionspartei äussert und Deutschland als ihre «Heimat» bezeichnet. Was für jeden redlich und rechtlich denkenden Menschen eine ganz normale Meinungsäußerung ist, grenzt für den Schuldirektor – er steht der Regierungspartei SPD nahe – offenbar an staatsgefährdende und extremistische Umtriebe.

Drei Polizeibeamte holen das Mädchen aus dem Unterricht, verpassen ihm eine «Gefährderansprache», als wäre die Sechzehnjährige eine potenzielle schwere Straftäterin, und ermahnen sie, so etwas künftig zu unterlassen. Polizeiführung und Landesinnenminister rechtfertigen das übergriffige Vorführen einer Jugendlichen auch noch als ganz normales Vorgehen.

Sogar die linke *New York Times* warnt

Kopfschütteln herrscht im In- und Ausland über diese groteske Mischung aus Untertanengeist und Pädagogenversagen. Die etablierte deutsche Politik schlägt einmal mehr einen fatalen Sonderweg ein. Elon Musk fragt ungläubig: «Wirklich, bloss deswegen?» Sogar die linksstehende *New York Times* warnt: Innenministerin Nancy Faeser gefährde mit ihrem Kampf gegen die AfD die Demokratie in Deutschland.

Das ist in der Tat des Pudels Kern. Seit dem Correctiv-Skandal um ein angebliches «Geheimtreffen» von «Rechtsextremen» zur «Deportation» von Migrantinnen hat der grünrote Frontalangriff auf Meinungsfreiheit und Demokratie ein neues und alarmierendes Stadium der Hysterie erreicht.

Die Verschwörungstheorie des linken Denunziationsportals hat sich längst in Luft aufgelöst, Koalitionspolitiker tragen sie dennoch weiter, um den Missbrauch staatlicher Macht zur Bekämpfung der Opposition zu rechtfertigen. Der Schulschandal im Nordosten der Republik führt exemplarisch vor, wie der «Kampf gegen rechts» das gesellschaftliche Klima vergiftet. Der «Aktionsplan» von Bundesinnenministerin



Andersdenkende als Terroristen: Nancy Faeser.

Nancy Faeser (SPD) und das «Demokratiefördergesetz» von «Familienministerin» Lisa Paus (Grüne) lösen die klare rechtsstaatliche Unterscheidung zwischen legal und illegal auf, indem sie sich anmassen, Meinungsäußerungen und Positionen auch «unter der Grenze der Strafbarkeit» bekämpfen zu wollen.

Das ersetzt die Herrschaft des Rechts durch die Herrschaft des Verdachts und führt auf direktem Weg in eine Art «sanften Totalitarismus»,

Ein Inlandsgeheimdienst, der Bürger ausspionieren darf, wäre in anderen westlichen Demokratien undenkbar.

der auf Selbstzensur und Denunziantentum gegründet ist: Bürger wagen es nicht mehr, bestimmte politische Auffassungen und Meinungen zu vertreten, weil sie befürchten müssen, dafür in ihrem sozialen, beruflichen oder privaten Leben gravierende Nachteile zu erleiden.

Frau Faeser fährt dafür ein ganzes Arsenal an Repressionsinstrumenten auf: Missbrauch von Veranstaltungsrecht, Ordnungsdiensten, Gewerbeaufsicht, Kontendurchleuchtung und Kontrolle von Finanzströmen sowie des Waffenrechts, um missliebige Bürger massiv einzuschränken. Beamten droht schon bei Verdacht

disziplinäre Verfolgung bis zur Entfernung aus dem Dienst bei Umkehr der Beweislast. Faesers Kampfbegriff «rechte Netzwerke» ist eine Handhabe zur beliebigen Ausweitung von willkürlich definierter «Kontaktschuld» und rückt Andersdenkende in die Nähe von Terroristen und organisierter Kriminalität.

Haldenwangs Gummibegriff

Verfassungsschutzchef Thomas Haldenwang schwingt sich, offenkundig auf Wunsch der ihm vorgesetzten Ministerin, zum Meinungs- und Gedankenpolizisten auf, der sich anmassiert, «verbale und mentale Grenzverschiebungen» zu bekämpfen, und es zu seiner Aufgabe erklärt, dabei mitzuwirken, die «Umfragewerte der AfD zu drücken».

Der von Haldenwang erfundene Gummibegriff «Delegitimierung des Staates» ist der Generalschlüssel zur beliebigen Brandmarkung von Andersdenkenden und Regierungskritikern als «Verfassungsfeinde». Faeser und Haldenwang hätten «die Grenze zum autoritären Staat überschritten», kritisiert der Verfassungsrechtler Volker Boehme-Nessler.

Es sollte der Bundesinnenministerin zu denken geben, dass ihr Parteifreund, der frühere Kultus- und Finanzminister von Mecklenburg-Vorpommern, Mathias Brodtkorb, sie darauf hinweist, dass dieses Vorgehen «jedem gelernten DDR-Bürger» bekannt vorkomme: «Damals nannte sich das «staatsfeindliche Hetze»».

Ein Inlandsgeheimdienst, der die eigenen Bürger und sogar die Opposition ganz offiziell ausspionieren darf, wäre in anderen westlichen Demokratien undenkbar. Um sich an die Macht zu klammern und eine Opposition niederzuhalten, der sie mit Argumenten und Sachpolitik nicht beikommen kann, delegitimiert Deutschlands abgewirtschaftete linke Regierungskoalition die Meinungsfreiheit und erschüttert die Grundfesten der Rechtsstaatlichkeit. Diesem autoritären Sonderweg muss dringend Einhalt geboten werden.

Alice Weidel ist Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion und Bundessprecherin ihrer Partei.

Liebes Deutschland

Du einstiges Wirtschaftswunderland, das unsere Väter und Mütter nach dem Zweiten Weltkrieg aus Trümmern wieder aufgebaut haben. Besiegt, zerbombt, schuldig gesprochen von ihren Kindern, zum gewissen Teil zu Recht.

Sie schleppten Steine, sie hungerten, sie waren ideenreich und setzten diese Ideen um, und sie bauten einen demokratischen Staat, so gut es ging, mit dem Vorsatz, verbrecherischen Politikern nie wieder Macht über sie zu geben. Bereits zehn Jahre nach der Stunde null sprach man vom deutschen Wirtschaftswunder. Deutschland avancierte zur viertgrößten Industrienation der Erde.

Nun allerdings stehen die Zeichen auf Rückabwicklung. Mit grimmiger Befriedigung stellte der neue Wirtschaftsminister Robert Habeck jüngst fest, dass «Deutschland im Plan» zu einer «klimaneutralen» Republik sei.

Doch dafür gibt es eine so simple wie erschreckende Erklärung. Unser Deutschland



Was also ist der eigentliche Plan?

taucht in eine schwere Rezession ab. Viele Unternehmen verlagern ihre Produktionsstätten ins Ausland, viele andere müssen schliessen, weil die Energie zu teuer wird und die bürokratischen Auflagen kaum noch zu erfüllen sind. All das, um eine im globalen Rahmen völlig bedeutungslose CO₂-Reduzierung zu verwirklichen.

Was also ist der eigentliche Plan? Da ich dir, liebes Deutschland, aus dem leidgeprüften Kambodscha schreibe, das einst in die Hände verbrecherischer Politstrategen geriet, fällt mir natürlich deren Traum einer deindustrialisierten Urgesellschaft von Kollektivmenschen ein, in denen die Wörter «Vater» und «Mutter» verboten waren, besonders aber das «ich», das durch ein «wir» ersetzt werden musste, in der Erziehung zu einem neuen, entbehrungswilligen Menschen, kontrolliert mit Denunziation und Folter.

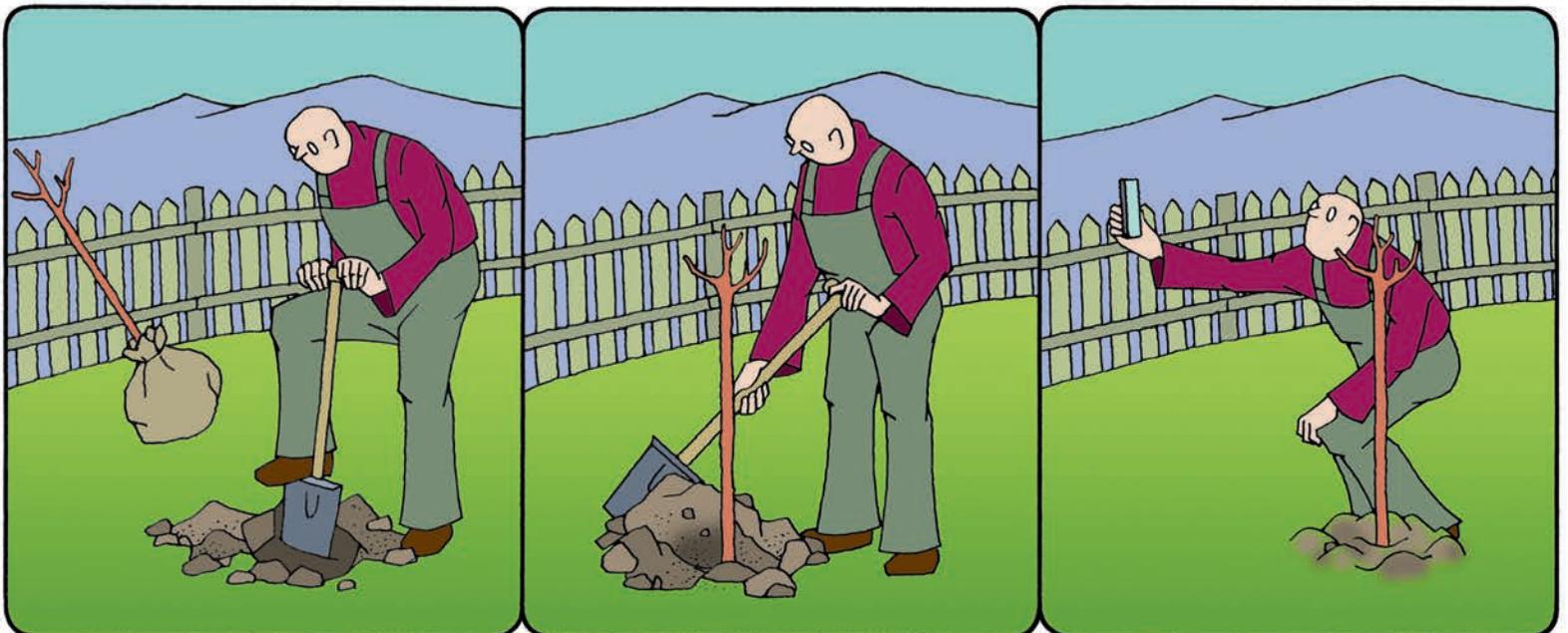
Liebes Deutschland, du hast dich in deiner Geschichte schon öfter von Ideologen in die Hölle treiben lassen. Als Katholik kurz vor Ostern, der fest an die Auferstehung glaubt, bin ich optimistisch, dass diese auch dir gelingen wird, sobald du die Teufelsbrut davongejagt hast.

Frohe Ostern

Dein

Matthias Matussek

BARTAK



Die Geburt Europas aus dem Geiste der Frau

Ohne Antigone, Medea und Cassandra keine Demokratie.

Jürgen Wertheimer

Viele fragen sich zurzeit, ob wir neue Helden brauchen, und sie stellen sich dabei nach wie vor – reflexartig – meist Männer vor. Wenn man an die europäische Geschichte denkt, an ihre Anfänge, kommt man freilich zu einem ganz anderen Bild. Denn auffälligerweise sind es Frauen, die in besonderem Masse herausstechen und das Bild in patriarchal geprägten Zeiten prägen. Antigone, Klytämnestra, Elektra, Medea und Cassandra überragen sogar die männlichen Pendanten – wenn nicht an Körperkräften, so doch an Witz, Entschlossenheit und Courage.

I. Der Fall Antigone

Es muss Gründe haben, dass Autoren wie Euripides, Aischylos und Seneca auffällig oft weibliche Protagonistinnen ins Zentrum ihrer Dramen stellten. Sicher nicht nur, um den Frauen eine Art poetische Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, sondern auch, weil Frauen massgeblich am Entstehen dessen, was man europäische Identität nennen könnte, beteiligt waren. Gerade weil sie aus der vermeintlich schwächeren Position heraus agierten, waren sie gezwungen, stärker zu werden – oder sang- und klanglos unterzugehen. Doch dazu hatte keine von ihnen Lust. Sie waren gezwungen zu kämpfen – mit allen erdenklichen Waffen. Manche wie Medea mit Gewalt, andere mit Humor oder mit Haltung.

Unheimliche 2400 Jahre ist das jetzt her, und immer noch steigt allabendlich – europaweit – in irgendeinem Theater eine Schauspielerin auf die Bühne und spielt Antigone: jung, cou-

ragiert, kompromisslos. Nach wie vor ist sie für viele ein moralisches Vorbild. Sie könnte die ältere Schwester von Sophie Scholl oder Greta Thunberg sein.

Vor den Mauern der Stadt liegt der Körper ihres toten Bruders. Sie will ihn beerdigen, zu den Eigenen zurückbringen. Man spürt dieses Verlangen, ihren Drang, den Gesetzen der Unterwelt, der Sippe, des Stamms oder Clans zu entsprechen. Kein leeres Ritual, ein innerer Drang bewegt sie. All dies spürt man, und doch ist es nicht das eigentliche Thema. Das eigentliche Thema ist: Welches Gesetz gilt? Das des Staates, der durchrationalisierten Ordnungsmacht, oder das Gesetz in ihr, Antigone? Um diesen ewigen Konflikt geht es, und der geht uns alle an. Auch heute noch.

Ihre sehr viel weniger mutige Schwester Ismene ahnt: «Du heckst etwas Blutiges, Gefährliches aus.» Und sie hat recht. Antigone geht auf volles Risiko – sie will den toten Bruder gegen den Befehl des Königs bestatten. Wer sich Antigone als melancholisch verträumte, tiefäu-

Welches Gesetz gilt? Das des Staates, der Ordnungsmacht, oder das Gesetz in ihr, Antigone?

gige Schönheit vorstellt, hat nichts verstanden. Sie ist eine Draufgängerin, geht über Leichen (wie sich zeigen wird, auch über die eigene). Sie ist ein Sprengsatz für geordnete Systeme. Sie will den Ernstfall. Sie schafft den Ernstfall. Sie ist der Ernstfall. Sie ist die inkarnierte Belastungsprobe. Sie will das Herrschaftssystem im Kern treffen, es eliminieren. Auch Ismene muss schliesslich klein beigeben: «Wenn du es tun musst, geh.»

Und Antigone geht. Was nun folgt, ist ein beispielloser Showdown zwischen Macht und Ohnmacht, Staatsgewalt und Einzelkämpferin. Antigone geht nicht in eine Falle – sie provoziert die Gegenreaktion. Ihr Versuch, die Leiche des Bruders zu bergen, endet erwartungsgemäss mit ihrer Verhaftung. Sie wird Kreon, dem Herrscher von Theben, vorgeführt. Da

sie sich seinem ausdrücklichen Verbot widersetzt, erwartet sie die Todesstrafe. Wo andere Tragödien enden, beginnt ihre. In aller Öffentlichkeit und auf grosser Bühne, der des «Staatstheaters» von Athen. «Die Szene wird zum Tribunal», sagt man üblicherweise – doch hier geschieht das Gegenteil: Das Tribunal wird zur Szene. Antigone denkt nicht daran, sich zu verteidigen, sie gesteht («Ich sage, dass ich's tat und leugn' es nicht»), geht zum Angriff über und weist den Herrscher über Theben in die Schranken. Mehr noch, sie macht sich ohne Mandat zur Sprecherin der schweigenden oder allenfalls murrenden Mehrheit: «Auch diese sehn's, doch halten sie das Maul dir.»

Der Ton, den sie Kreon gegenüber anschlägt, nimmt weder Rücksicht auf andere noch auf sich selbst, stellenweise führt sie ihn regelrecht vor.

Das griechische Theater liebt es, solche «Systemgefährder» gross in Szene zu setzen. Das Dionysos-Theater am Fuss der Akropolis spielt Stücke, die im ernstesten Sinn des Wortes doppeldeutig und zwielichtig sind. In meinen Augen spricht das sehr für die Intelligenz, die Grosszügigkeit, den Realitätssinn der frühen europäischen Polis-Politiker, die nicht einfach Propagandastücke abspulten, sondern Risikozonen der neuen Kultur ausleuchten liessen.

«War dir eigentlich klar, dass du gegen ein Verbot verstossen hast?», fragt Kreon, und sie kontert rotzfrech und völlig respektfrei: «Natürlich. War ja nicht zu übersehen.» – «Und hast es trotzdem übertreten?» Und wieder dieser hochmütig provokante Ton, den man am liebsten in raue Alltagsprosa übertragen möchte, etwa so: «Du, dein Gesetz interessiert mich so was von nicht. Mich interessieren nur meine Leute. Mein Klan. Wenn ich die im Stich lasse, dann wäre ich traurig. Aber das, was ich gemacht habe, macht mich nicht traurig. Wenn du meinst, ich sei verrückt, meinst nur du, ich sei verrückt!» Von diesem Moment an, spätestens von diesem Moment an, ist der Kampf eröffnet. Und es ist Antigone, die ihn eröffnet. Und es ist Antigone, die ihn bis zum Letzten durchzieht, durchhält.

Man hat den Eindruck, dass sie die Momente förmlich auskostet, die Momente, in denen der





Sprengsatz für die selbstzufriedene Männerwelt: Lord Frederik Leightons «Antigone», 1882.

gehorsamgewohnte, notorisch umschmeichelte Politprofi fassungslos wird, einbricht, ins Schwimmen gerät. Man spürt ihre Lust, ihn zu provozieren, zu irritieren. Kreon verliert rasch alle Souveränität, bläht sich verbal auf, demaskiert sich. Hin und her geht der schnelle, hämmernde Dialog, die Argumente fliegen, und für jeden Zug hat Antigone reflexartig den überlegenen Gegenzug parat. Kreon wird langsam mürbe. Sein dürftiger Kommentar: «Zwei verrückte Weiber!» Mag sein, dass ein paar Männer unter den Zuschauern sich einverstanden zugelinzelt haben. Den durchschlagenden Erfolg des Argumentationswunders Antigone konnten sie nicht stoppen. Gewiss, sie hinterlässt Wunden und Tote. Aber sie verlässt die Arena als moralische Siegerin.

II. Der Fall Medea

Das frühe griechische Theater war ein Labor für Grenzüberschreitungen. Brandmauern jeder Art wurden um der nackten Wahrheit willen niedergerissen. Das bekannteste Stück, Euripides' «Medea», wird, was die innere Sprengkraft des *clash of civilizations* betrifft, alles bis dahin Bekannte in den Schatten stellen. Eine Magierin aus Kolchis, vom Rande der zivilisierten Welt,

der öden Schwarzmeerküste, betritt den Boden der Polis: Eine Barbarin an der Seite eines griechischen Helden, des Argonauten Jason, Er-

Was mochte die Absicht ihres Erfinders Aischylos mit dieser Unglücksfigur gewesen sein?

oberer des Goldenen Vlieses, zieht in Korinth ein. Um ihrer Liebe willen hatte sie ihm nicht nur beim Diebstahl der begehrten Trophäe geholfen, sondern sogar den Tod des eigenen Bruders in Kauf genommen. In Korinth unternahm Medea zaghafte Integrationsversuche, die jedoch ins Leere liefen. Jason ist mittlerweile entschlossen, sich von ihr zu trennen, um eine strategisch günstige Ehe mit der Tochter des Königs von Korinth zu schließen. Alle Verbrechen, die sie mit ihm zusammen begangen hat, alle Opfer, die sie für diese Liebe gebracht hat, sind damit entwertet. Aus der mächtigen Komplizin eines bewundernswert grossen Raubzugs ist mit einem Schlag eine jämmerliche Altlast geworden, der man sich gern entledigen würde.

Euripides wählt die kühnstmögliche Variante, um das Dilemma auf die Spitze zu treiben. Aus

der Heilerin, als die Medea auch bekannt war, wird eine Mörderin. Ihrer Rache fallen erst die neue Braut und deren Vater zum Opfer, dann ermordet sie ihre beiden Kinder, flieht auf einem Drachenzug, den Helios, der Sonnengott, ihr schickt. Höhnisch benennt sie ihr eigentliches Anschlagziel: «Jason! Dich wollt ich treffen», und: «Dich hab ich getroffen!» Am Ende steht sie eher als dominante und keineswegs als reuige oder gar zerbrochene Figur auf der Bühne, die beim Publikum durchaus gemischte Gefühle hinterlassen haben mochte.

Die innere Tragödie der Medea hatte in dem Moment begonnen, als sie dem Fremden, Jason, in einer Mischung aus Befreiung, Einverständnis, Abenteuerlust und erotischer Faszination wie in Trance gefolgt war. Jetzt, am Ende, in der Geister- und Todesstunde dieser Liebe, tauchen alle alten, verschütteten Gefühle wieder auf und reißen die Figuren in den Abgrund. Euripides konnte diese Vorgeschichte nicht auf die Bühne stellen – aber er konnte und musste etwas von den Gefühlskräften zwischen diesen beiden Menschen in zwei flüchtigen Theaterstunden wiederauferstehen lassen. Übermächtig als Paar. Im Rausch der Liebe gegen den Rest der Welt. Er musste dieses

«Weisst du noch»-Gefühl zwischen den Ruinen zerfallender Affekte in wenigen Dialogen zum Leben erwecken, diese wahnsinnige Mischung aus Hass, Liebe, Verzweiflung, Ekel, Verachtung im Körper, in der Stimme, in jeder Geste. Eine emotionale Energie, mit der weder sie selbst noch das Publikum umgehen konnten und die doch alle spürten: Da bewegt sich eine auf den äussersten Rand einer Ordnung zu – ein Herzschlagfinale.

Mehr an Provokation ging nicht – und erstaunlicherweise erhob sich kein Aufruhr im Publikum. Die grausame Protagonistin wurde – neben Antigone – zur Kultfigur des Welttheaters. Statt Hass und Verachtung löst sie heimliche Bewunderung aus. Ein erstaunlicher Vorgang: Im Grunde wird eine rachsüchtige Triebtäterin auf offener Bühne verklart und zugleich der Staat massiv gedemütigt. Solche inneren Widersprüche hat das frühe Europa, Lichtjahre vor der «Woke»-Woge, augenscheinlich verkräftet. Wir sollten nicht hinter den Stand des 4. Jahrhunderts vor Christus zurückfallen.

III. Der Fall Cassandra

Auch dies keine schlicht-erbauliche Geschichte. Eigentlich eine schreckliche. Eine junge Frau, die genau sieht und klar erkennt, welche Gefahr auf sie, ihre Stadt zukommt, und nicht müde wird zu warnen. Warnungen, die keiner hören will, die von den Entscheidungsträgern ignoriert werden. Sie verfolgen ihren Weg – öffnen die Tore und ziehen das sprichwörtliche, verhängnisvolle Trojanische Pferd in ihre Stadt.

Wir glauben die alte Geschichte zu kennen. Wischen sie vielleicht einfach weg – irgendein verstaubter griechischer Mythos. Wenn es nur so wäre. In Wahrheit handelt es sich um eine

Das griechische Theater war kein Wohlfühlort, sondern eine Arena prinzipieller Kontroversen.

sagenhafte, 2500 Jahre alte und dennoch zeitlose Basisgeschichte unseres Verhaltens. Was mochte die Absicht ihres Erfinders Aischylos mit dieser Figur gewesen sein? Einer Unglücksfigur, der das Pech an den Händen zu kleben scheint und die den Untergang ihrer Stadt nicht verhindern kann. Es ist, als ob sie die Gefahr förmlich riechen würde.

Aber da ist keiner, der ihr Glauben schenken will. Um es klar zu sagen: In allen ihren Vorahnungen, in ihrem Vorwissen liegt Cassandra zu 100 Prozent richtig. Und dennoch zögert die Öffentlichkeit, zögert etwas in uns, die Botschaft wahrhaben zu wollen. Die Argumente scheinen auch uns Heutigen nicht ganz unvertraut. Eines davon hat schlicht mit Angst zu tun, Angst, mit Unangenehmem konfrontiert zu werden.

Ein weiteres Abwehrargument verweist auf schlechte Erfahrungen und ein allgemeines Unbehagen, verbunden mit der vermutlich vorgeschobenen Behauptung der eigenen Inkompetenz. Und schliesslich fehlt in der Reihe der Gründe für die abweisende Haltung gegenüber den – faktisch bereits zum Greifen nahen – Prophezeiungen auch nicht der Hinweis auf eventuelle mentale Defekte der Seherin: Abwehr und Abkehr, obwohl bereits die Schreie und der Blutgeruch aus dem Palast dringen. Aischylos hat wahrhaft gut beobachtet, wie weit unsere Fähigkeit zur Ausblendung unerwünschter Wirklichkeit reicht.

Man fragt sich: Welche Faktoren müssen zusammenkommen, dass ein derartiger Verlust an Wirklichkeitsbindung eintreten kann und man die Warnerin und Aufklärerin in die Nähe von Paranoia und Krankheit rückt? Die Frage nach dieser Eigenschaft unserer Spezies rührt an den Nerv unseres Selbstverständnisses.

Christa Wolf fasst in ihrer faszinierenden Erzählung «Kassandra» die Stadien dieses strategischen «Erblindungsprozesses» anschaulich zusammen. Wolfs Cassandra erkennt am Ende, dass die anderen immer nur «sich selbst» glauben konnten. Dieses Eingebundensein in die Monade des eigenen Glaubens muss als eines der stärksten Hemmnisse auf dem Weg der Früherkennung gesehen werden. Mittlerweile glaubt die Gehirnforschung sogar zu wissen, dass wir ohnehin nicht die Welt wahrnehmen, sondern nur ein Fantasiebild, das sich allenfalls punktuell mit der Wirklichkeit deckt. Es ist, als ob man eine unsichtbare Wand zwischen sich und die Wirklichkeit zöge und den leeren Raum dazwischen mit eigenen Wünschen und Worten füllte.

Kassandra ist keine Seherin der üblichen Art, sie führt ihren Auftrag nicht nach dem Herkommen aus. Sie gaukelt den Leuten nichts vor wie das Orakel von Delphi, sie handelt nicht im Auftrag einer mehr oder weniger ominösen übergeordneten Instanz. In Delphi wurde man gut «bedient», weil das System es verstand, den vermuteten Erwartungen des Kunden unscharf, aber mystisch entgegenzukommen. Cassandra nahm keine Rücksicht auf die Psychologie der Erwartungen – ihre Richtschnur war die nackte Wahrheit – ohne Brimborium. Kaum jemand war und ist dieser harten Konfrontation gewachsen. Und ist es bis zum heutigen Tag.

Eine Figur ohne mythologischen Weichzeichner. Im Gegenteil: Sie steigt aus dem System mythologischer Zuschreibungen aus, und nicht mal ein Apoll kann ihrem Tun Einhalt gebieten. Cassandra handelt auf eigene Rechnung – auch wenn sie einen sehr hohen Preis für diese Autonomie zahlen muss.

Drei Aussenseiterinnen stehen am Beginn unserer Geschichte. Keine «Heldinnen», sondern allenfalls radikale Individuen. Antigone:

eine grandiose Verbindung von Reflexion, Kritik und Leidenschaft. Medea: eine militante Aktivistin. Cassandra: eine unerhörte Stimme der Klarsicht.

Reine Männerfantasien?

Bleibt die Frage, weshalb Autoren, Männer also, in einer männlich, patriarchalisch dominierten Gesellschaft wie der griechischen diese herausragenden Frauenfiguren – auch Elektra, Penthe-

Die vermeintlich Schwächeren zeigten so den vermeintlich Stärkeren ihre Fehler und Grenzen auf.

silea, Klytämnestra wären zu erwähnen – auf die Bühne brachten. Mehr noch, auf eine Bühne, in ein Theater, das ein im Wesentlichen frauenfreier Raum war. Keine Frauen im Publikum, keine auf der Bühne: Ausschliesslich Männer spielten also Frauen, die Männer erfunden hatten. Reine Männerfantasien also?

Vielleicht aber doch auch mehr. Denn diese Dramatiker kreierte eben keine lieblichen Gespielinnen oder sanften Täubchen, sondern starke Frauen, die wie ein Sprengsatz für die selbstzufriedene Männerwelt wirken mussten. Selber Aussenseiter in der saturierten Polis, spürten die Dichter mittels dieser fiktiven Aussenseiterinnen Schwachstellen des Systems auf. Diese Frauenfiguren waren sozusagen ihre Dummies, um die Grenzen des Systems auszuloten – und zu überschreiten! Nicht wie die Männer, üblicherweise getrieben durch ein ominöses Fatum oder Schicksal, sondern ganz aus sich heraus. Im Labor des Theaters konnte man diese Sturmfläufe an rückhaltloser Entschlossenheit regelrecht erforschen.

Während Männer so lange wie irgend möglich von der Gesellschaft akzeptiert, wenn möglich adoriert werden wollen, machen sich diese Frauen keine Illusionen und greifen aus der Situation der vermeintlich Schwächeren an. Frauen wussten, dass sie im öffentlichen Verkehr die zweite Geige spielten, und lernten früh, aus der Deckung heraus schneller und effizienter zu reagieren als die Männer. Sie mussten es lernen, wollten sie nicht untergehen. Die vermeintlich Schwächeren zeigten so den vermeintlich Stärkeren ihre Fehler und Grenzen auf. Das griechische Theater, diese Schule der Demokratie, war kein humanistischer Wohlfühlort, sondern eine Arena prinzipieller Kontroversen.

Wichtiger als die Frage nach der männlichen Autorschaft ist also die nach der aufklärerischen Funktion dieser erstaunlichen weiblichen Kunstwesen, die stets aufs Ganze gingen und so der Demokratie durch Renitenz und Vehemenz erst auf die Beine halfen.

Jürgen Wertheimer ist Professor für internationale Literaturen an der Universität Tübingen. Zuletzt von ihm erschienen: «Immanuel Kant. Der Magier der Vernunft in 24 Episoden» (Benevento, 2023).

Silber: der Super-Rohstoff der Zukunft

Elektromobilität, Photovoltaik, Telekom und Medtech: Ohne Silber würden diese Branchen still stehen. Das Edelmetall ist gefragter denn je – und im Vergleich zu Gold viel günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Reines Silbergranulat.
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle Silberanwendungen.

Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

Win-win-Partnerschaften.
Über das S-Deposito lassen sich Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man bei vielen Firmen Einkäufe gegen Silber tätigen.

Smart in Silber investieren.
Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.

Begehrte in der Industrie.
Silber ist ein hervorragender thermischer und elektrischer Leiter. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Schützen Sie
Erspartes vor
Bankenkrisen
und Inflation!



INSIDE WASHINGTON

Biden in Obamas Schatten

Der Besuch von Barack Obama in der Downing Street 10 in dieser Woche, wo der Ex-Präsident mit dem britischen Premierminister Rishi Sunak plauderte, erregt die Gemüter in Washington. Die Visite des ehemaligen Chefs von Präsident Joe Biden beim derzeitigen Regierungschef von Amerikas engstem Verbündeten wird von einigen als Verletzung der Etikette und als Zeichen der Respektlosigkeit Obamas gegenüber Biden gewertet.

Es wäre nicht das erste Mal, dass Obama einen Schatten auf seinen glücklosen ehemaligen Vizepräsidenten wirft. Bei einem Besuch im Weissen Haus im Jahr 2022 wurde Obama von einer Crew aus Power-Playern aus dem Machtzentrum Washington, DC umringt, die um seine Gunst und Beachtung wetteiferten. Ein wortkarger «ol' Joe» irrte ziellos umher, bevor er schliesslich die Hände verwarf und davon schlurfte. Biden mag den Titel des Oberbefehlshabers tragen, aber Obama hat immer noch charismatische Lufthoheit, wenn er einen Raum betritt.

Wie die *Washington Post* berichtet, trifft sich Biden derweil häufiger mit dem ehemaligen Präsidenten Bill Clinton als mit Obama. Ein ehemaliger Biden-Berater sagte der Nachrichten-Website Axios: «Die Obama-Leute dachten, Biden würde als Präsident versagen. Sie zweifelten daran, dass er organisiert genug sein würde, um das Amt auszuführen.» Gemäss Quellen im Weissen Haus glaubt Biden wiederum, Obama sei neidisch auf seine Errungenschaften. Sollte das zutreffen, wäre Obama in Anbetracht Bidens niedriger Zustimmungsraten eine exotische Ausnahme. Ausserdem stünden diese Mutmassungen in eklatantem Widerspruch zu Obamas dramatischer Feststellung vor den Wahlen 2020, als dieser warnte: «Unterschätzen Sie nie Joes Fähigkeit, Dinge zu vermasseln.»

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Beyoncé, Macron, Arnault, Lang, Petry, Strack-Zimmermann, Scholz, Lemke, Camilla, Charles, Ramelow, Campino, Fischer, May, Sunak

Beyoncé, Weltstar, war im Élysée-Palast nur Dekoration. Die Sängerin war eingeladen, als Präsident **Emmanuel Macron** dem französischen Multimilliardär **Bernard Arnault** das Grosskreuz der Ehrenlegion verlieh. Für musikalische Unterhaltung sorgte der Pianist **Lang Lang**.

Frauke Petry, Ex-Politikerin, scheint bei ihren Klassenkameraden nicht sehr beliebt zu sein. Zum letzten Klassentreffen wurde die frühere Chefin der Alternative für Deutschland jedenfalls nicht eingeladen. Man habe sie «leider nicht» informiert, sagte sie enttäuscht.

Marie-Agnes Strack-Zimmermann, Revolverbraut, kann ihre Geringschätzung für Bundeskanzler **Olaf Scholz** nur schwer unterdrücken. Als er – unter schwachem Beifall – die FDP-Fraktion besuchte, schnürte die streitbare Liberale entspannt mit einer Tasse Kaffee durch die hinteren Reihen. Ihr lapidarer Kommentar: «Was ist los hier?»

Steffi Lemke, Gutmensch, hat ein Eigentor geschossen. Der Plan der deutschen Umweltministerin, die Einfuhr von Jagdtrophäen zu erschweren, löste Proteste in Namibia und Botswana aus. Beide Staaten verdienen am Jagdtourismus und wittern hinter dem Vorschlag eine Art von grünem Neokolonialismus.

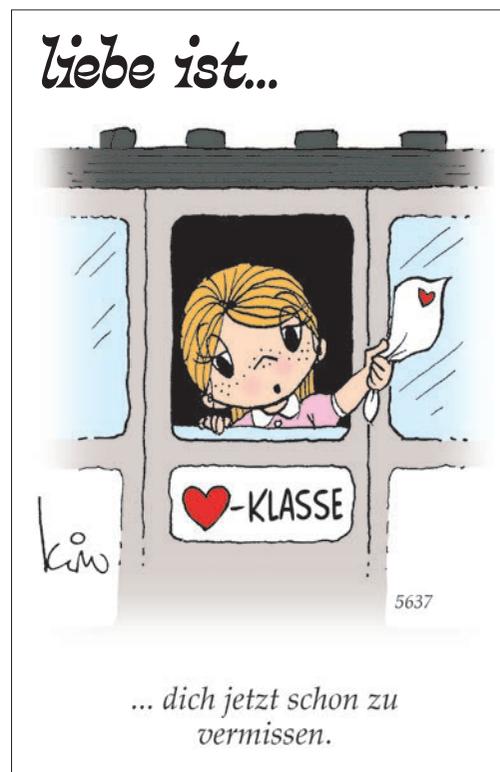
Camilla, Grossmutter, hat ihre eigene Barbie-Puppe, die so aussieht wie sie selbst. «Sie haben mich etwa fünfzig Jahre jünger gemacht», freute sich die britische Königin, als sie das Einzelstück in Empfang nahm. Ob es auch einen nach dem Vorbild von **König Charles** gefertigten Ken geben wird, ist unbekannt.

Bodo Ramelow, Links-Regierender, sucht Zuspriechung von Lamas. Beim Besuch eines Tierhofs ging Thüringens Regierungschef mit vier Tieren spazieren. Ramelow, dem bei den Landtagswahlen im Herbst die Abwahl droht, wollte nach eigenen, kryptischen Worten «gemeinsam eine ruhige Erfahrung machen und sich von einem Lama führen lassen».

Campino, Altrocker, wechselt von der Bühne zum Hörsaal. Der Sänger der Toten Hosen wird zwei Vorlesungen an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf halten. Themen: «Eine Liebeserklärung an die Gebrauchslyrik» und «Die Kakophonie unserer Zeit». Mit Kakophonie kennt der Links-Punker sich aus. Die Schlagersängerin **Helene Fischer** hatte er aufgefordert, sich gefälligst gegen rechts zu positionieren.

Theresa May, Unglückskrähe, hat die Zeichen der Zeit erkannt. Die Vorvorgängerin von Briten-Premier **Rishi Sunak** wird bei den nächsten Unterhauswahlen nicht mehr antreten. Sie ist eine von rund fünf Dutzend Tory-Abgeordneten, die mit diesem Schritt einer ziemlich sicheren Abstrafung durch die Wähler zuvorkommen wollen.

Fussnote Zusammengestellt von Wolfgang Koydl



... dich jetzt schon zu vermissen.

Freie Fahrt für den Friedenskanzler

Kanzler Olaf Scholz ist ein gerissener Kerl, sehr zum Ärger der kriegsverliebten Journalisten.



Deutschlands Bundeskanzler Olaf Scholz stand zuletzt vor einer einfachen Frage: Will er die Wahlen in Deutschland gewinnen, oder will er den Krieg in der Ukraine gewinnen?

Scholz entschied sich für Variante eins. Er weigerte sich darum, den Marschflugkörper Taurus an die Ukraine zu liefern. Der Taurus hat eine Reichweite von 500 Kilometern und könnte darum bis zum Kreml in Moskau zischen.

Der ansonsten spröde Scholz, resümierte der *Spiegel*, «handelt plötzlich wie ein Instinktpolitiker».

Der Instinkt erwachte beim Blick in die politische Agenda. In diesem Frühsommer steht die Wahl des EU-Parlaments an, dann folgen die Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Im nächsten Jahr ist Bundestagswahl.

Scholz, da haben seine Spindoktoren einen guten Job gemacht, wird in diesen Wahlen für seine SPD unter dem Label des «Friedenskanzlers» antreten.

«Friedenskanzler» scheint eine schlaue Strategie. 56 Prozent der Deutschen, so die Umfragen, sind gegen eine Taurus-Lieferung, nur 35 Prozent sind dafür. Das ist nicht überraschend. Kein anderes Volk hat mehr Angst als die Deutschen, in einen Krieg hineingezogen zu werden. Das kann man verstehen. Seit 1872 hat Deutschland alle seine Kriege verloren.

Frankreich hingegen hat seit 1872 alle seine Kriege gewonnen, auch wenn es in Korea und Algerien keine Ruhmesblätter waren. Präsident Emmanuel Macron kann darum unbeschwert westliche Bodentruppen in der Ukraine for-

dern. Blätter wie *Le Monde* loben ihn für diesen «pädagogischen Effort», um schlappe Typen wie Scholz auf die Reihe zu bringen.

Scholz, das war zu erwarten, war in seiner neuen Rolle als Friedenskanzler bei den meisten deutschen Journalisten untendurch. Denn auf

Er weiss, dass Wahlen in Deutschland nur noch mit Realismus, nicht mit Illusionismus zu gewinnen sind.

den Redaktionen haben weitherum die Kriegsgurgeln die Oberhand.

Die Kommentare waren denn erwartungsgemäss. «Der Friedenskanzler, über den Putin lacht», wurde Olaf Scholz etwa vom *Spiegel* niedergemacht. Er schreibe «Geschichte als Farce».

Die *Bild*-Zeitung wiederum unterstellte ihm unter dem Titel «Der Schein-Friedenskanzler» so etwas wie Fahnenflucht. Wörtlich: «Den Friedenskanzler Olaf Scholz muss Wolodymyr Selenskyj in Kiew mehr fürchten als Wladimir Putin in Moskau.»

So weit, so berechenbar. Andernorts aber, etwa bei der *Süddeutschen Zeitung (SZ)* und der *Zeit*, wo man bisher auch auf treuem Kriegskurs war, tönnte es auf einmal differenziert. «Bammel vor dem Friedenskanzler», titelte die *SZ* und meinte damit, dass die Deeskalation von Scholz in substantielle Stimmengewinne münden könnte. Auch bei der *Zeit* flammte ein Funken an Kriegsmüdigkeit auf. «Auch mit dem Taurus», wusste das Blatt, «wird sich in diesem Krieg keine Wende zugunsten der Ukraine erzwingen lassen.»

Das war sauber auf den Punkt gebracht. Der Taurus wäre ähnlich kriegsentscheidend, wie es andere deutsche Wunderwaffen wie der Gepard, der Marder und der Leopard waren. Sie haben bekanntlich die Ukraine auf den sicheren Siegespfad geführt, bevor sie von den Russen dummerweise verschrottet wurden.

Inzwischen müssten auch die deutschen Journalisten wissen, wenn sie nicht verblendet sind, dass die Ukraine ihre Kriegsziele nicht erreichen kann. Der besetzte Südosten des Landes ist perdu, die Rückeroberung der Krim eine Schimäre. Die US-Geheimdienste, trotz all ihrer vergangenen Flops noch immer die besten Quellen zur Kriegslage, machen sich über einen Sieg von Kiew keine Illusionen mehr.

Kanzler Scholz weiss auch, dass es vorbei ist mit Selenskyj-Siegeshymnen. Er weiss, dass Wahlen in Deutschland nur noch mit Realismus, aber nicht mit Illusionismus zu gewinnen sind. Zu oft sind seine Landsleute zuletzt auf politische Gaukeleien hereingefallen. Sie fielen herein auf die Illusion einer harmonischen Massenimmigration genauso wie auf die Illusion einer bezahlbaren Energiewende. Es endete in abrupt steigender Ausländerkriminalität und in abrupt steigenden Energiepreisen. Sie sind darum nun ebenso skeptisch gegenüber schönfärberischer Spiegelfechterei am Schwarzen Meer.

Ich glaube, dass Olaf Scholz mit seinem Nein zum Taurus und damit seinem Nein zu einer Kriegs-Eskalation gute Chancen hat, wie schon 2021, aus der Position des vermeintlichen Verlierers in eine Position des Siegers aufzurücken.

Scholz ist ein gerissener Kerl.

Es war einmal eine Freundschaft

Die einstigen Erbfeinde Frankreich und Deutschland versöhnten sich nach zwei Weltkriegen. Jetzt reden sie den dritten herbei – und leben sich auseinander.

Jürg Altwegg

Der deutsche «Friedenskanzler», wie ihn die Pariser Presse verächtlich nennt, war bereits abgereist, als Emmanuel Macron vor die Medien trat. Er plädierte für «unbegrenzte Hilfe» und schloss die Entsendung von Bodentruppen nicht aus: «Heute sassen Leute am Tisch, die der Ukraine Helme und Schlafsäcke schicken wollten.» Fünftausend Helme hatten die Deutschen versprochen.

«Schwerter zu Pflugscharen»

So hat in der glorreichen Geschichte der deutsch-französischen Freundschaft noch nie ein Regierungschef den Partner abgekanzelt. Mit de Gaulle und Adenauer hatte sie begonnen, stets war sie von Hintergedanken begleitet. Alle Etappen haben einen Bezug zum Zweiten Weltkrieg. Bei der Kohle- und Stahlunion ging es darum, die deutsche Rüstungsindustrie zu neutralisieren. Den Franzosen ersetzte die europäische Utopie den Verlust des kolonialen Imperiums, den Deutschen eröffnete sie die Möglichkeit, das Gewicht ihrer Schuld zu ertragen: Als Europäer lebt sich's leichter.

Der Euro war der Preis für die Wiedervereinigung, sie hatte die historischen Ängste vor Grossdeutschland auferstehen lassen. Dank dem Euro, russischem Gas und China als Markt konnte es nach der Osterweiterung mit Kanzler Schröder seine wirtschaftliche Hegemonie ohne politische Leadership ausbauen. Frankreich wurde an den westlichen Rand gedrängt.

Zu Beginn der achtziger Jahre hatten nach Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing deren Nachfolger Helmut Kohl und François Mitterrand die Nachfolge von Adenauer und de Gaulle angetreten. In beiden Ländern hatten die Nachbeben des Zweiten Weltkriegs den Machtwechsel herbeigeführt.

In Deutschland protestierten die Lichterketten der Friedensbewegung gegen den «Doppelbeschluss» der Nato. Als Antwort auf die sowjetischen SS-20 plante das atlantische Sicherheitsbündnis die Stationierung von Mittelstreckenraketen des Typs Pershing II, die mit



Remake der Geschichte: Staatschefs Macron und Scholz in Berlin.

Atomsprenköpfen ausgestattet werden konnten. «Nie wieder Krieg», «Schwerter zu Pflugscharen» forderten die deutschen Pazifisten.

Ebenso unerwartet waren die Franzosen als Reaktion auf den Sündenfall Vichy zu Bellizisten geworden. Die «Neuen Philosophen» hatten sich von Stalin, Mao, Fidel Castro, Pol Pot

So wurde in der Geschichte der deutsch-französischen Freundschaft noch kein Regierungschef abgekanzelt.

abgewendet und zum Antitotalitarismus bekehrt. Sie entwickelten das Konzept des prophylaktischen Kriegs zur Verhinderung neuer Genozide durch Wiedergänger Hitlers. Mit dem Antitotalitarismus wurde der Antifaschismus zum Imperativ der französischen Politik und «München» das neue Schimpfwort. Es steht für die Kapitulation vor der Diktatur –

aus Angst vor dem Krieg. In München hatten 1938 die Briten und Franzosen Hitler nach- und die Tschechoslowakei aufgegeben.

Die Revolte von Lech Walesa und der Gewerkschaft Solidarnosc in Danzig, gegen die General Wojciech Jaruzelski das Kriegsrecht ausrief, stilisierten die gerade bekehrten Intellektuellen zum Remake des Kriegsbeginns von 1939. Polen war, als es von Hitler überfallen wurde, Frankreichs Verbündeter. Zwar erklärte Paris Hitler den Krieg – aber ohne ihn zu führen. Bis zum Angriff auf Frankreich im Frühling 1940 dauerte der «Sitzkrieg» – die *drôle de guerre*. Vierzig Jahre später wollten die Franzosen ihre Verfehlungen korrigieren und den Widerstand leisten, der unter Vichy die Angelegenheit einer kleinen Minderheit gewesen war. Sie bekundeten ihre – rhetorische – Bereitschaft, «für Danzig zu sterben».

Angst vor dem Krieg hatten damals die Deutschen. Es kam zu den grössten Demonstrationen

nen der Bundesrepublik. Aus der Friedensbewegung wurde die Partei der Grünen. André Glucksmann, zusammen mit Bernard-Henri Lévy Wortführer der Neuen Philosophen, analysierte in seiner «Philosophie der Abschreckung» den Pazifismus als «neue deutsche Ideologie». Seine Eltern waren vor den Nazis aus Polen geflüchtet, die Grünen bezeichnete er als «Juden des dritten Weltkriegs». Der Deutschlandkorrespondent des *Figaro*, Jean-Paul Picaper, veröffentlichte ein Buch über «das IV. Reich der Grünen».

«Die Sieger über Deutschland haben ihr Ziel erreicht», höhnte der linke Philosoph André Gorz: «Sie haben aus einem Eroberervolk gute Deutsche gemacht, die akzeptieren, dass an-

Sollte Macrons Vision Realität werden, findet ein dritter Weltkrieg nicht mehr nur in den Köpfen statt.

dere für sie ihr Leben riskieren. Die jedoch nicht bereit sind, das ihre aufs Spiel zu setzen – weder für andere noch für sich selbst: Lieber rot als tot.» Eine allfällige Wiedervereinigung Deutschlands wurde unter kommunistischer Fuchtel befürchtet.

Mitterrand war 1981 dank dem Niedergang der Kommunisten und seiner Résistance-Vergangenheit Präsident geworden. In der antitotalitären Konjunktur setzte er umgehend auf den Kampf gegen den Neofaschismus: Er förderte das Aufkommen des Front national. Das Klima zwischen Mitterrand und dem norddeutschen Sozialdemokraten Helmut Schmidt blieb frostig. Mitterrand hatte die Nachrüstung der Nato unterstützt – in Deutschland stürzte die Friedensbewegung Kanzler Schmidt.

Hand in Hand in Verdun

Kohl kam ein Jahr nach Mitterrand durch das einzige erfolgreiche Misstrauensvotum in der Geschichte der Bundesrepublik an die Macht. Mit dem katholischen Konservativen Kohl, den die deutschen Intellektuellen verachteten und die französischen verehrten, verstand er sich sehr viel besser als mit dem Vorgänger. Beiden war die aktuelle Brisanz des Zweiten Weltkriegs bewusst. «Nationalismus bedeutet Krieg», proklamierte Mitterrand. «Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten», lautete Kohls Bekenntnis zur Geschichte. Beide waren Politiker, die ihrem historischen Instinkt vertrauten. Die deutsch-französische Versöhnung zelebrierten sie Hand in Hand auf dem emblematischen Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs, in Verdun.

Kohl verschrieb den Deutschen den Euro, den sie nicht wollten, und Mitterrand schluckte die Wiedervereinigung. Die Spannungen bezüglich des Zweiten Weltkriegs schwächten sich



in der Folge zusehends ab. Der grüne Aussenminister Joschka Fischer rechtfertigte den ersten Auslandseinsatz der Bundeswehr – an der Seite des Erbfeinds Frankreich – mit «Nie wieder Auschwitz».

Inzwischen sind die Eliten gleichermaßen auf die Vergangenheit und den Kampf gegen rechts fixiert. Zum 80. Jahrestag von «München» veröffentlichte der Philosoph Michaël Fœssel ein Buch über die Analogien zu den dreissiger Jahren: «Récidive. 1938» – im Strafrecht steht der Begriff für Wiederholungstäter. Zum Jahrestag 2023 der Befreiung von Auschwitz forderte der Historiker Michael Wolffsohn «Hinweg mit der deutschen Erinnerungskultur». «Ganz Deutschland hasst die AfD» war der Schlachtruf nach den Berichten über eine angebliche Neuauflage der Wannseekonferenz zur «Vertreibung von Millionen von Menschen aus Deutschland»: Ein kollektiver Exorzismus mit hysterischen Zügen ist im Gang.

In Berlin regieren die Kinder der «Juden des dritten Weltkriegs». Mit Putins Überfall stellte sich erneut das französische Unbehagen am deutschen Pazifismus ein. Im Stil der ersten Versöhnungsgesten nach 1945 schrieb Bernard-Henri Lévy einen pompösen Brief an «mes amis allemands», die er als «Neopazifisten» ansprach – Schröder: «Im Voraus gekauft, im Nachhinein bezahlt».

Doch das Unbehagen erwies sich angesichts der rhetorischen Kriegsbereitschaft als reichlich antiquiert. «Deutschland überwindet seine historische militärische Neutralität», kommentierte *Libération*. «Hundert Milliarden für die Armee», staunte der *Figaro*. Allerdings kauft Deutschland keine französischen, sondern amerikanische Flugzeuge. Und diplomatische Rücksichten gibt es im Krieg keine mehr. «Zum ersten Mal seit dreissig Jahren geht eine französische Regierung vor Berlin nicht in die Knie», frohlockt die Journalistin Natacha Polony. «Die gesamte deutsche Elite ist überzeugt, dass Deutschland wieder eine Grossmacht werden muss», las man im *Figaro*. Die Zeitung detaillierte, «wie Frankreich die deutsche Armee finanziert». In Afrika, klagt *L'Opinion*, spiele «Berlin gegen Paris».

«Es werden keine Bodentruppen geschickt», bekräftigte Olaf Scholz am Tag nach der Pariser Ukraine-Konferenz. «In Tat und Wahrheit ist Frankreich isoliert», lassen deutsche Dip-

lomaten verlauten. Scholz und Macron halten die Versöhnung ihrer Länder für eine Selbstverständlichkeit und setzen die Freundschaft aufs Spiel. Deutschland bleibt unter dem amerikanischen Regenschirm, Frankreich will die europäische Souveränität forcieren. Mit «München» rechtfertigt Macrons Umgebung den französischen Alleingang.

Gesteuert wird er von der Vergangenheit. Die Gelbwesten wurden als «braune Pest» verhöhnt. Seit ihrer Revolte betreibt Macron nur noch Symbol- und Erinnerungspolitik und ist ständig auf der Flucht nach vorn. Seine Bodentruppen für die Ukraine schickt er zunächst einmal in den anstehenden Europawahlkampf gegen das Rassemblement national.

Strategie des Sowohl-als-auch

Der Krieg in der Wirklichkeit hat seine Strategie des Sowohl-als-auch ad absurdum geführt. Erklärt hatte er ihn bereits dem Corona-Virus und seinen Conseil de défense jeweils im atombombensicheren Bunker unterhalb des Élysée zusammengezogen. Als Putin mit der Atom-bombe drohte, schloss Macron den Einsatz seiner Force de Frappe kategorisch aus: «Es geht in der Ukraine nicht um die vitalen Interessen Frankreichs.» Das hielt ihn nicht davon ab, Europa die Beteiligung an ihr anzubieten.

Der Befehlshaber der französischen Armee lässt keine Rolle aus. Er telefonierte mit Putin, den man «nicht demütigen» dürfe, und setzte sich an dessen grossen Tisch. Jetzt mutiert er in seinem Remake der Geschichte von Marschall Pétain zu General de Gaulle. Sollte seine Vision von Bodentruppen Realität werden, findet ein dritter Weltkrieg nicht mehr nur in den Köpfen statt.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

Verliebt in die Steuererklärung

Sie ist es, was ich, neben der Sauna, zur Entspannung brauche.

Linus Reichlin

In der Primarschule galt bei uns katholischen Schülern ein Beichtzwang. Folglich musste man sich einmal in der Woche einige Sünden ausdenken. Denn im Beichtstuhl zu sagen, man habe diese Woche nicht gesündigt, wäre gewesen, als würde man in einem Schuhgeschäft zum Verkäufer sagen: «Guten Tag, ich möchte keine Schuhe kaufen.» Der Pfarrer erwartete einfach Sünden, also lieferte man ihm einige harmlose Vergehen («Habe die Hausaufgaben nicht gemacht»), und wenn man merkte, dass es ihm zu wenig war, bot man ihm noch eine Lüge an oder dass man das Meerschweinchen über den Sofarand gestossen hatte. Wenn alle Sünden ordentlich angemeldet worden waren, kam der schöne Teil: Man erhielt eine Strafe. Man musste drei «Ave Maria» und zwei «Vaterunser» beten, und wenn man das gemacht hatte, fühlte man sich wie später als Erwachsener nach der Sauna: total entspannt und leicht, innerlich ruhig wie ein Bergsee.

Immer gleich sofort

Wenn man auch als Erwachsener noch zur Beichte geht, bräuchte man eigentlich keine Steuererklärung, rein theoretisch, und auch keine Sauna. Als Agnostiker hingegen benötige ich zu meiner Entspannung die Sauna, aber vor allem die Steuererklärung. Denn sie verschafft mir über die rein körperliche Entspannung hinaus einen inneren Frieden, den man nur durch die Absolution erreicht. Andere Steuerpflichtige beantragen in jedem Januar ein Gesuch um Fristerstreckung, doch ich kann den Januar kaum erwarten. Noch nie habe ich eine Fristerstreckung beantragt – für mich wäre das so, wie wenn ich bei der Frau, mit der ich schlafe, eine Fristerstreckung für meinen Orgasmus beantragen würde. Ich will es immer jetzt sofort haben, am besten gleich am 1. Januar, und ich ärgere mich sehr (diese Kritik ist direkt an das kantonale Steueramt gerichtet!), dass man den Freigabecode für die Einreichung der Online-Steuererklärung erst am 31. Januar erhält! Allerdings muss ich der Wahrheit zuliebe sagen, dass die lange Wartezeit das ekstati-

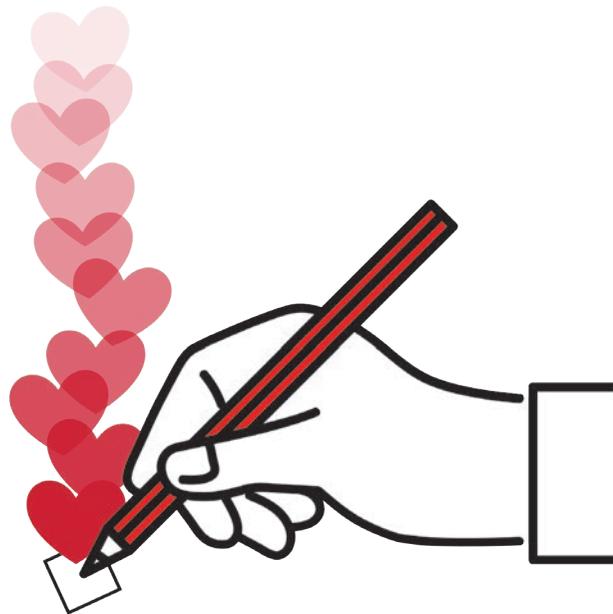
sche Glücksgefühl, das ich jeweils empfinde, wenn ich die ausgefüllte Steuererklärung online abgeschickt habe, noch steigert.

Ich behaupte übrigens nicht, dass die Zahlen in meiner Steuererklärung alle stimmen. Unter uns gesagt, ist meistens die einzige Zahl, die wirklich stimmt, die meines Geburtsdatums in den Personalien. Und die AHV-Nummer – aber das war's dann auch. Wie schon früher bei der Beichte geht es in der Steuererklärung nicht darum, dass die Angaben, die man macht, der Wahrheit entsprechen – es darf sich ruhig um eine Mischung aus Erfindung und Halbwahrheiten handeln. Entscheidend ist der Akt der Beichte selbst – und die Auferlegung der Busse (im Fall der Steuererklärung der Steuerbetrag), nach deren Ableistung man in den Genuss der Absolution kommt. Endlich kann man sich zurücklehnen und mit geschlossenen Augen den wundervollen Zustand geniessen, mit dem Staat vollkommen im Reinen zu sein.

Wenn ein Deutscher, ein Schwede oder gar ein Däne das liest, werden sie denken, dass ich verrückt bin. In diesen Ländern geht es beim Steuersatz weniger idyllisch zu als in der Schweiz – und vermutlich herrschen auch im Beichtstuhl härtere Konditionen. Bei uns gab sich der Pfarrer schon mit drei oder vier Sünden zufrieden, aber in den genannten Ländern knöpft er den Beichtenden vermutlich 120 Sünden ab plus noch 10 Sünden für die Uk-

Da ich pro Jahr nur einmal eine Steuererklärung ausfüllen darf, habe ich angefangen zu spenden.

raine. Nein, im Ernst: Schön und befreiend ist das Ausfüllen der Steuererklärung natürlich nur, wenn man nicht das Gefühl hat, dass man mit seiner Unterschrift einen Raubüberfall des Staates legitimiert. Davon kann in der Schweiz keine Rede sein. Hier sind Steuern eher eine



karitative Angelegenheit: Der Staat hält den Steuerzahlern den Plastikbecher hin, und aus Mitleid legt man den 13. Monatslohn rein. So etwas wie «Steuerlast» existiert hier gar nicht. Das Bezahlen der Steuern erdrückt hier niemanden, sondern es löst psychische und physische Verspannungen und führt zu einem tiefen Wohlbefinden, dessen einziger Nachteil darin besteht, dass es ein gewisses Suchtpotenzial besitzt. Da ich pro Jahr nur einmal eine Steuererklärung ausfüllen darf, habe ich angefangen zu spenden. Ich unterstütze einen Kindergarten in Zimbabwe, die Huthis im Jemen und eine schöne alleinerziehende Mutter namens Greta. Ich spende nur kleine Beträge, denn schon zwanzig Franken genügen mir, um fast denselben Absolutionskick zu erleben wie bei der Steuererklärung.

Vollständig und wahrheitsgetreu

So. Aber was, wenn ich jetzt sage, dass alles, was ich hier geschrieben habe, gar nicht stimmt und nur eine Mischung aus Erfindung und Halbwahrheiten ist? Vielleicht stimmt sogar der Ausdruck «Halbwahrheiten» nicht, vielleicht ist alles, was ich geschrieben habe, eine glatte Lüge? Vielleicht hasse ich es in Wirklichkeit, die Steuererklärung auszufüllen, und empfinde beim Abschicken tiefe Abscheu gegenüber dem Steueramt? Ich kann Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, in dieser Situation nur eines empfehlen: Machen Sie es wie alle kantonalen Finanzbeamten, die meine Steuererklärung geprüft haben: Glauben Sie einfach, dass meine Angaben vollständig und wahrheitsgetreu sind.

Mit Tapferkeit zum Sieg

Sharon Osbourne verwandelte sich von einem Anhängsel in einen Star.

Dreimal habe ich es abgelehnt, für viel Geld bei «Celebrity Big Brother» mitzumachen, und dies nie bereut. Doch neulich habe ich meine Entscheidung doch in Frage gestellt, als ich Sharon Osbourne das berühmte Haus betreten sah. Von allen grossen Showbiz-Monstern, die noch leben, ist sie eines der faszinierendsten und nervigsten.

Es gibt viele Gründe, sie zu hassen. Ich liebe Reality-TV, doch möchte ich dort junge, schlaue, scharfe Typen und Starlets sehen, die aus bescheidenen Verhältnissen stammen und hier die Chance packen, einem öden Schicksal zu entfliehen. Promis, die nur welche sind wegen ihres Mannes oder ihres Vaters, sind das genaue Gegenteil davon und Vertreter einer schalen Adabekultur, die zur Herrschaft der *nepo babies* geführt hat.

Effizienz und Charisma

Ohne «The Osbournes», die von 2002 bis 2005 auf MTV liefen und die meistgesehene Serie des Senders waren, hätte es die Kardashians – einen parasitären Haufen, der von Kims Glamour zehrt – nie gegeben, so wenig wie die Beckhams (die auf ähnliche Weise von David leben). Umgekehrt sind wohl keine *nepo babies* so talentfrei wie die Osbourne-Kinder Kelly und Jack – ausser vielleicht noch Robert Kardashian, der als Bruder von ihnen durchgehen könnte.

Doch da Ozzy Osbourne zu diesem Zeitpunkt ein wandelndes Wrack war, schien Sharon, die Matriarchin, die eher wie seine Mutter als wie seine Frau wirkte, im Vergleich geradezu der Inbegriff von Effizienz und Charisma zu sein. Als Tochter eines halsabschneiderischen Managers wusste sie schon, wie schlimm Männer werden können, die im Musikgeschäft Erfolg haben, und die Tapferkeit, mit der sie die zahlreichen Angriffe ihres von Drogen benebelten Mannes erduldet, ist mitleiderregend und bewundernswert zugleich.

Aus diesem grausigen Marathon an Ehekrächen ging sie als Siegerin hervor – und mit einem nagelneuen Gesicht, das symbolisierte, dass sie nicht mehr bereit war, Schläge einzustecken. Mithilfe von Schönheitschirurgie und



Faszinierendes Showbiz-Monster: Kultgattin Osbourne.

Diäten verwandelte sie sich aus einem unansehnlichen Anhängsel in den Star jeder Show, in der sie auftritt, auch wenn dies immer seltener geschieht:

2021 wurde sie unfairerweise aus der amerikanischen Talkshow «The Talk» rausgeschmissen, weil sie es gewagt hatte, einen Freund zu unterstützen, der Meghan Markle kritisiert hatte, was ihm und ihr den Vorwurf eintrug, rassistisch zu sein, oder, wie sie es im «Big Brother»-Haus formulierte: «In Amerika bin ich auf der schwarzen Liste ... Niemand

will mich engagieren, weil es heisst, ich sei eine Rassistin.» Sie hat etwas Trauriges und Triumphierendes – und etwas leicht Beängstigendes zugleich.

Unterm Strich bin ich froh, einen Bogen um das Spinnerhaus gemacht zu haben. Aber dieses eine Mal hat es mich doch ein winziges bisschen gereut: wegen der Anwesenheit von Sharon Osbourne.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Gandhis keuscher Erbe

Narendra Modi ist der einflussreichste Führer Indiens seit der Unabhängigkeit. Wie hat er das geschafft? Welche Ziele verfolgt er als Nächstes?

Francis Pike



Radiosendung mit 230 Millionen Zuhörern: Premierminister Modi.

Papst Franziskus hatte vermutlich nie Sex. Das Gleiche gilt für Tenzin Gyatso, den 14. Dalai Lama. Allerdings sind diese beiden Männer religiöse Oberhäupter. Weltliche Zölibatäre, oft herausragende Persönlichkeiten wie Isaac Newton und Nikola Tesla, sind viel seltener. In diese Kategorie gehört auch der indische Premierminister Narendra Modi, der demnächst zehn Jahre im Amt sein wird. Er ist sexuell enthaltsam und auch kein religiöses Oberhaupt. Oder vielleicht doch?

Über seinen familiären Hintergrund ist – erstaunlich für einen Politiker unserer Zeit – kaum etwas bekannt. Modi, geboren 1950 in Vadnagar im Nordosten des Bundesstaats Gujarat, ist Sohn eines Lebensmittelhändlers, der einen Teeausschank betrieb. Seine schulischen Leistungen waren bescheiden, aber er war ein begabter Schauspieler – keine schlechte Voraussetzung für einen jungen Mann, der in die Politik gehen will. Im Alter von acht Jahren schloss er sich der Nationalen Freiwilligenorganisation Rashtriya Swayamsevak Sangh (RSS) an, einer radikal-hinduistischen paramilitärischen Organisation mit fünf bis sechs Millionen Mitgliedern, die in ganz Indien operiert. Ihren politischen Einfluss in der regierenden Bharatiya Janata Party (BJP) kann man daran ablesen, dass, neben Modi, Regierungschefs von 24 Bundesstaaten dem RSS angehören. Die quasireligiösen Anführer (*pracharaks*) müssen zölibatär leben – was wiederum Modis sexuelle Enthaltensamkeit erklärt.

Mit Witz und Angriffslust

Wenn die Aufnahme in den RSS eine prägende Erfahrung für Modi war, so ist das nächste Drama in seinem Leben umso rätselhafter. Im Alter von achtzehn Jahren wurde er, der Tradition entsprechend, von den Eltern in eine arrangierte Ehe gedrängt. Wenig später verliess er Haus und Ehefrau und wanderte durch Nordindien, von Aschram zu Aschram. 1970 nahm er eine Tätigkeit in der Kantine seines Onkels bei den staatlichen Verkehrsbetrieben von Gujarat auf. Anschliessend machte er Karriere, erst im RSS, dann in der BJP, bis er schliesslich 2001 Chief Minister von Gujarat wurde.

Insgesamt verbrachte Modi im Laufe von vier Jahrzehnten weniger als drei Monate mit seiner Frau. Es war fast eine Sensation, als er 2014, kurz vor den Parlamentswahlen, die ihm das Amt des Premierministers einbrachten, bekanntgab, dass er verheiratet sei. Die Kongresspartei unter Rahul Gandhi, Sohn von Indira Gandhi, versuchte, politisches Kapital aus dieser Story zu schlagen, aber angesichts der sexuellen Skandale der Gandhis hätte man das besser seinlassen.

Dass Modi Vegetarier ist und enthaltsam lebt, ist für viele Inder kein Nachteil, sondern spricht für ihn. Der grosse Mahatma Gandhi, der Indien zur Unabhängigkeit geführt hat, bezeichnete sich im Alter von 37 Jahren, nachdem er vier Kinder in die Welt gesetzt hatte, als zölibatär. Ich bezweifle aber, dass sich Modi, wie Gandhi, um seine Willensstärke auf die Probe zu stellen, nackt in ein Bett mit minderjährigen Mädchen legte.

Das von Gandhi gepflegte Image des Fakirs, eines Heiligen, der sich von allem Besitz getrennt hat, war überzogen. Seine reichen Mäzene stellten ihm Geldmittel zur Verfügung, und die Dichterin Sarojini Naidu scherzte einmal, sein Leben in Armut habe ein Vermögen gekostet. Das Gleiche könnte man von dem stets makellos gekleideten Modi sagen, der im luxuriösen Präsidentenpalast in Neu-Delhi residiert.

Modi, bekannt als technikaffin, kultiviert sein asketisches Image über das Fernsehen, seine Website und die soziale Plattform X (ehemals Twitter). Seinen Kultstatus pflegt er vor allem durch seine monatliche Radiosendung «Mann Ki Baat» (Aus dem Herzen gesprochen), in der er über das Kochen, die Reinhaltung von Wasser, Schularbeit usw. doziert. Mit 230 Millionen Zuhörern ist seine Sendung ein Phänomen. Zugleich kann er witzige Bemerkungen einflechten und scharfe persönliche Angriffe auf seine politischen Gegner vom Stapel lassen.

Angesichts seiner RSS-Nähe ist Modi erstaunlich beliebt unter indischen Muslimen, obwohl er 2002 mitverantwortlich gemacht wurde für antimuslimische Unruhen, bei denen 2000 Menschen, mehrheitlich Muslime, ums Leben

Sein Leben in Armut habe ein Vermögen gekostet, sagte man über Gandhi. Dasselbe gilt für Modi.

kamen. Diese Krise führte dazu, dass 150 000 Menschen in Flüchtlingslagern Sicherheit suchten. Für Modis Schuld wurden nie Beweise vorgelegt, aber er durfte zehn Jahre lang nicht in die USA einreisen.

Kritiker sehen im RSS eine ultranationalistische Organisation, nicht unähnlich der japanischen Nippon Kaigi, die für patriotische Werte eintritt. Rakesh Sinha, RSS-Angehöriger und BJP-Mitglied des indischen



Oberhauses, räumt bereitwillig ein, dass es «konsistente psychologische Indoktrination durch RSS-Kader» gibt.

Bei Linken führt allein schon die Nennung des Namens RSS zu Schnappatmung – wie auch im Fall Donald Trump. Aus ihrer Sicht ist Modi schlicht ein islamophober Handlanger des RSS, der mit seinem Personenkult die BJP erobert hat. Obwohl er als Premierminister für interreligiöse Toleranz eintritt, lässt die globale linksliberale Elite kein gutes Haar an ihm. Mark Tully, der legendäre langjährige BBC-Korrespondent in Neu-Delhi, sieht die Dinge differenzierter. Er findet, die Medien sollten wegkommen von ihrer blinden Kritik am RSS.

In Indien ist jeder Politiker, welcher Partei er auch angehört, mit dem ungerechten Kastensystem und dem Armutsproblem konfrontiert. Nach vier Jahren in Bombay weiss ich aus eigener Erfahrung, dass Kastenzugehörigkeit viel mehr zählt als politische Sympathien. 1991, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, des wichtigsten Handelspartners, zeigte es sich, dass zwischen der Wirtschaftsdeologie der vormals sozialistischen Kongresspartei und jener der BJP kaum ein Unterschied bestand.

Als ein BBC-Interviewer im Jahr 2005 kritisch fragte, warum Indien sich vom Sozialismus abgewandt habe, antwortete P. Chidambaram, ein namhafter Politiker der Kongresspartei, ganz einfach: «Sozialistische Instrumente funktionieren nicht. Wir haben es dreissig Jahre lang versucht.» Damals habe ich mit jungen Technokraten der Kongresspartei wie etwa dem späteren Umweltminister Jairam Ramesh gesprochen, die genauso enthusiastisch Wirtschaftsreformen anstrebten wie die Jungtürken im Umkreis von Margaret Thatcher, nachdem sie an die Macht gekommen war.

Modi stieg dank seiner klugen Wirtschaftspolitik in Gujarat zum Vorsitzenden der BJP auf. Indien mit seinen 28 Bundesstaaten und einer Bevölkerung von 1,4 Milliarden ist eine grössere Herausforderung. In den vergangenen zehn Jahren hat Modi das Land fit gemacht für einen wirtschaftlichen Aufschwung. Er hat die marode Infrastruktur (Strassen, Eisenbahn, Wasser- und Energieversorgung) modernisiert und den Bankensektor gestärkt. Indien ist als Zukunftsmarkt eine attraktive Alternative zu China. Die Direktinvestitionen stiegen von 36 Milliarden Dollar bei Modis Amtsantritt auf 76 Milliarden Dollar im Jahr 2023.

Kein Wunder, dass Indien weltweit ein begehrter Partner ist. Grossbritannien, Israel, Neuseeland, Kanada, Bangladesch, Oman und andere Staaten wollen Handelsabkommen mit Indien abschliessen. Als Modi an die Macht kam, ging es ihm vorrangig darum, Handels- und Investitionsabkommen mit den Asean-Staaten zu schliessen. Sein jüngster Coup ist das Freihandelsabkommen mit der Schweiz. Nach einer Übergangsfrist sollen Importzölle für 95,3 Prozent der Industriegüter aus der Schweiz entfallen. Auch ausgewählte Agrarprodukte sollen zollfreien Zugang zum indischen Markt bekommen und Rechte an geistigem Eigentum geschützt werden. Aber auch die Europäische Union und andere regionale

«Die Arbeit der vergangenen zehn Jahre war erst der Anfang. Ich habe noch viel zu tun.»

Wirtschafts- und Währungsgemeinschaften in Afrika, Nahost und Zentralasien bemühen sich um Zugang zum indischen Markt.

Obwohl Indien von den USA als Bündnispartner und Bollwerk gegen China umworben wird, verfolgt Modi eine unabhängige Politik. Er hat zu einer Beendigung des Ukraine-Kriegs aufgerufen, unterhält aber gute Beziehungen zu Putin und Russland. Angesichts der Bedeutung Indiens schwieg der Westen zu Modis Kritik an den Wirtschaftssanktionen gegen Russland.

Indiens Potenzial als Weltmacht

Modi ist ohne Frage der einflussreichste Führer in der indischen Geschichte seit der Unabhängigkeit. Nehru, der Gründungsvater der Nation, war ein sozialistischer Wichtigtuer, der es nicht vermochte, sein Land für das 20. Jahrhundert fit zu machen, geschweige denn für das 21. Jahrhundert. Die Neomarxistin Indira Gandhi, seine Tochter und Nachfolgerin, war noch schlimmer. Manche Beobachter sind der Ansicht, sie und ihr Vater hätten eine ökonomische und humanitäre Katastrophe verursacht, vergleichbar Mao Zedongs «Grossem Sprung nach vorn» mit 30 bis 50 Millionen Todesopfern.

Es war Narasimha Rao, ein Premierminister der Kongresspartei, der die Abkehr von der marxistischen Wirtschaftspolitik einleitete, aber es ist Modi, der alles daransetzt, dass Indien sein ganzes Potenzial als Weltmacht entfaltet. Nach zehn Jahren hat er das Fundament für diese Transformation gelegt. Im April und Mai wählt die grösste Demokratie der Welt ein neues Parlament. Ob Modi den Job zu Ende bringen wird? Er selbst lässt daran keinen Zweifel. Kürzlich erklärte er: «Die Arbeit der vergangenen zehn Jahre war erst der Anfang. Ich habe noch viel zu tun.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Dem Westen geht die Munition aus

Ein neues Wettrüsten ist im Gang. China schmiedet grosse Pläne, die Nato fällt zurück. Russland macht sich zunehmend vom Iran und von Nordkorea abhängig.

Pierre Heumann

Die Kriege in der Ukraine und in Nahost sowie der Konflikt um Taiwan haben ein globales Wettrüsten ausgelöst, dessen Ausgang geostrategische Auswirkungen haben wird. Befeuert wird der Wettbewerb von der Nato, von Russland und China, aber auch der Iran und Nordkorea beteiligen sich daran.

Die Munitionsvorräte, die für Sieg oder Niederlage ausschlaggebend sind, sind ungleich verteilt. Die Nato-Arsenale reichen derzeit zum Beispiel nicht aus, um sowohl das Militärbündnis als auch die Ukraine zu versorgen. Es fehlt an Produktionskapazitäten für die Munition – und an Pulver zu deren Herstellung.

Selbst der grössten Militärmacht USA fehlen Geschosse und Artilleriegeschütze. Sollte es zu einem Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und China kommen, würden die amerikanischen Streitkräfte ihre Munitionsvorräte wahrscheinlich innerhalb von drei Wochen aufbrauchen, warnt Joe Buccino, der bis Juli 2023 Kommunikationschef des US-Zentralkommandos war.

Putins Waffenbrüder

Ein Teil der amerikanischen Rüstungsvorräte geht an Israel. Die Vereinigten Staaten haben seit dem 7. Oktober Tausende Stück von präzisionsgelenkter Munition, Bomben mit kleinem Durchmesser, Bunkerbrechern, Kleinwaffen und anderen militärischen Hilfsgütern geliefert – ein massiver Transfer von Feuerkraft in einer Zeit der Knappheit. Ob US-Präsident Joe Biden den Waffentransfer trotz seiner scharfen Kritik an Netanjahus Kriegsführung im Gazastreifen wie bisher weiterführen will, muss sich erst noch zeigen.

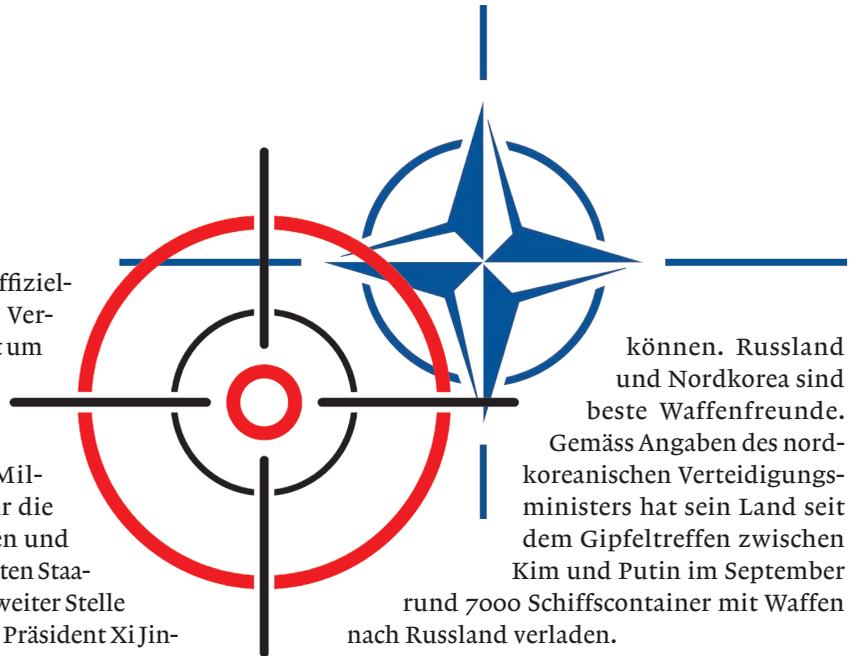
Ukraine, Nahost, Taiwan: Der Aufrüstungswettlauf ist in vollem Gange. Gaben im vergangenen Jahr lediglich elf Nato-Mitglieder 2 Prozent des Bruttonutzenprodukts für die Armee aus, sollen bis Ende 2024 sieben weitere Bündnisstaaten hinzukommen, darunter auch Deutschland. Russland erhöht seine Militärausgaben von 82 Milliarden Dollar (2023) um 32 Prozent auf 109 Milliarden in diesem Jahr.

China will laut offiziellen Quellen das Verteidigungsbudget um 7,2 Prozent aufstocken. Damit wird die Volksrepublik 230 Milliarden Dollar für die Rüstung ausgeben und nach den Vereinigten Staaten weltweit an zweiter Stelle stehen. Das reicht Präsident Xi Jinping nicht. China soll bis 2046 über ein Militär von Weltrang verfügen, das den USA ebenbürtig ist – oder sie übertrifft.

Auf den ersten Blick hat Russland beim Waffenwettbewerb im Ukraine-Krieg die Nase vorn. Es kann fast dreimal mehr Artilleriemunition produzieren als die USA und Europa. Das US-Militär hat sich zwar zum Ziel gesetzt, bis Ende 2025 monatlich 100 000 Schuss Artillerie zu produzieren. Das ist aber weniger als die Hälfte des russischen Monatsausstosses. Und selbst diese Menge scheint unerreichbar, solange die Finanzierung der Ukraine mit sechzig Milliarden Dollar im US-Kongress blockiert ist.

Für moderne Waffen muss Russland allerdings auf Staaten wie Nordkorea oder den Iran zurückgreifen. Eine britische Organisation schätzt, dass Russland in Teheran 1700 Drohnen bestellt hat, die von einem Motor angetrieben werden, der auf deutscher Technologie basiert. Das Know-how war vom Iran vor fast zwanzig Jahren illegal erworben worden.

Zudem will Teheran leistungsstarke ballistische Boden-Boden-Raketen an Moskau liefern, die Ziele in einer Entfernung von 300 bis 700 Kilometern treffen können. Das würde die Feuerkraft Russlands erhöhen und die ukrainische Luftabwehr weiter belasten – zu einer Zeit, in der Moskau auch Munition und ballistische Raketen aus Nordkorea erhält. Der nordkoreanische Staatschef Kim Jong Un überwachte in dieser Woche Tests mehrerer Raketenwerfer, die Atomwaffen abfeuern und an Russland verkauft werden



können. Russland und Nordkorea sind beste Waffenfreunde. Gemäss Angaben des nordkoreanischen Verteidigungsministers hat sein Land seit dem Gipfeltreffen zwischen Kim und Putin im September rund 7000 Schiffscontainer mit Waffen nach Russland verladen.

Schweiz am Anschlag

Dass in den grossen Militärmächten derzeit ein Mangel an Munition herrscht, verwundert den ehemaligen belgischen Topgeneral Marc Thys nicht. Früher hätten den Armeen sehr kleine Vorräte gereicht, weil sie vor allem auf

Selbst der grössten Militärmacht USA fehlen Geschosse und Artilleriegeschütze.

einzelne Expeditionseinsätze – zum Beispiel in Afghanistan oder in Mali – angelegt waren. Damals hatten westliche Armeen in den Einsatzländern die Lufthoheit. Weil es jetzt damit vorbei ist, sei ein Paradigmenwechsel nötig: Die Welt sei «wieder in einer Zeit der offenen Kriege», mit parallel verlaufenden Konflikten, die sich über viele Jahre erstrecken. Sollte in seinem Land ein Krieg ausbrechen, werden belgische Soldaten «schon nach wenigen Stunden mit Steinen werfen müssen, weil uns die Munition ausgegangen ist», warnt er in einem Zoom-Interview mit der *Weltwoche*.

Die Munitionskrise ist auch im Nicht-Nato-Staat Schweiz längst angekommen. «Wir haben immer noch mehr Ausbildungsarmee als Einsatzarmee», sagt Dominik Knill, Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft. Dies bedeute, dass die Munitionsreserven für einen Verteidigungskampf von hoher Intensität «eher für mehrere Wochen als mehrere Monate ausreichen».

Einer wie er täte Deutschland gut

Der Schweizer Banker Joe Ackermann blickt auf sein Leben.
Ich finde, er hat es gut gemacht.

Oliver Stock

Jahrelang habe ich versucht, jeden seiner Schritte zu beschreiben und, so gut es mir möglich war, zu beurteilen: Ich meine Joe Ackermann, jenen Schweizer, der über ein Jahrzehnt die Deutsche Bank angeführt hat. 76 Jahre alt, hat er jetzt in Berlin seine Biografie vorgestellt, geschrieben mit Blick auf die raue See in der finnischen Heimat seiner Frau. Ein geradezu romantisches Bild entwirft der Bankmanager da. Noch immer besitzt er jenen Charme einer Raubkatze – faszinierend anzusehen, aber wehe, du kommst ihr zu nahe.

Als Journalist in Frankfurt zwischen Finanz- und Schuldenkrise habe ich das erste Mal ein Interview mit ihm geführt. Ich war zurückgekehrt vom Korrespondentenposten in Zürich und freute mich über den vertrauten Tonfall des Schweizer. Ein anderes Mal erlebte ich ihn, wie er in einer internen Runde, die so intern nicht war, weil ich ja da war, sein Ziel einer 25-prozentigen Eigenkapitalrendite verteidigte, was ihm damals, es muss etwa 2010 gewesen sein, als unanständig ausgelegt wurde.

Millionenboni in Deutschland

Einmal habe ich ihn ungehalten erlebt, was ihm selten passierte: «Es braucht viele Provokationen, bis ich wütend werde oder schreie», schreibt Ackermann über Ackermann. Passiert ist es trotzdem, als die Bank ein neues Bonus-system verkündete. Das war auch so ein ewiger Zankapfel, weil Millionenboni in Deutschland als moralisch verwerflich gelten, so wie manchmal das Geldverdienen überhaupt. Deswegen hätte bei dieser Veranstaltung alles am Schnürchen laufen müssen, tat es aber nicht, weil der damalige Deutsche-Bank-Aufsichtsratschef Clemens Börsig sich im Geflecht der neuen Boniregelungen verhedderte. Ackermann wurde stiller, sein Lächeln gefror, er verliess den kleinen, aber prächtigen Raum im Frankfurter Gästehaus der Bank, und Börsig musste sich allein durch seine Erklärungen stottern.



Ich bin ein Fan: Manager Ackermann.

Josef Ackermann, in der Schweiz manchmal bodenständig «Sepp» genannt und nicht so betont weltläufig «Joe» wie in Deutschland, ist für die einen das Gesicht der deutschen Wirtschaft, als ihre Banken noch zu den führenden gehörte, als sie stark genug war, um Finanz- und Schuldenkrise nicht nur zu überstehen, son-

«Wenn wir keine Risiken eingehen, sind wir weg vom Fenster, werden abgehängt.»

dern zu managen. Der Mann war in Umfragen bekannter als Kanzlerin Angela Merkel. Eine grüne Politikerin, Renate Künast, forderte ihn sogar mal auf, als Kanzlerin-Berater zurückzutreten, und vergass dabei ganz, dass er das nicht konnte, weil er es nie war.

Die anderen sehen in ihm eben das Raubtier. Einen Hai, der nicht lacht, sondern die Zähne bleckt, der auf seinen Beutezügen wie im Blut- rausch jedes Mass verlor: Bei einem Prozess, bei dem es mal wieder um zu hohe Boni ging und

der am Ende gut für ihn verlief, hatte er zuvor zwei Finger zum Victoryzeichen geformt und damit seine Überheblichkeit ausgedrückt. Tief in der Finanzkrise, als alle Banken am Boden lagen, hatte er gesagt: «Es wäre eine Schande, wenn wir einräumen müssten, dass wir Geld vom Steuerzahler brauchen.» Die Kritiker sehen in ihm den Mann, der die Zügel in der Bank so sehr schleifen liess, dass sie sich – kaum war er weg – in unappetitliche Prozesse verwickelt sah, die Milliarden Euro an Schadensersatzzahlungen nach sich zogen.

Es ist klar, dass der so Beschriebene in seinem Werk selbst eher der ersten Interpretation zuneigt. Mir macht das aus zwei Gründen nichts aus. Der erste: Die Biografie enthält Details zu Weltereignissen aus einer ganz persönlichen Perspektive. Auf den 11. September, auf das Weltfinanzbeben rund um den Untergang der Lehman-Bank, auf

die Rettungsaktion für Griechenland und den Euro bis zu dem, was vergangenes Jahr mit der Credit Suisse geschah, wo Ackermann vor seiner Deutschlandkarriere die Nachwuchshoffnung gewesen war. «Noch nie», schreibt er, «habe ich mich so sehr geschämt wie an diesem Tag. Und ich gebe zu: In der nächsten Nacht habe ich schlecht geschlafen. Die Credit Suisse, mein erster Arbeitgeber, ist dem Untergang geweiht. Da ging etwas zugrunde, was mir sehr nahe war.»

Neugier zur Gier erklärt

Den zweiten Grund gebe ich offen zu: Ich bin ein Fan. Immer noch. Warum? Vielleicht wegen dem, was Ackermann als Grundhaltung eines Managers so beschreibt: Das Undenkbare denken sei durchaus empfehlenswert – «vor allem bei riskanten Geschäften.» «Wenn wir keine Risiken eingehen, sind wir weg vom Fenster, werden abgehängt.» Genau das ist nach Ackermann in Deutschland passiert: Wir haben Neugier zur Gier erklärt und uns zurückgezogen. Einen Ackermann könnten wir wieder brauchen. Am besten eine ganze Handvoll von ihnen.

Putins Legende

Russlands Präsident rechtfertigt seinen Krieg gegen die Ukraine mit der Ausdehnung der Nato. Ein Blick in die Geschichte zeigt die wahren Motive des Kreml-Herrschers.

Christoph Heusgen

Am 12. März 2024 jährte sich zum 25. Mal der Beitritt Polens, Tschechiens und Ungarns zur Nato. 2004 folgten die baltischen Staaten, die Slowakei, Rumänien und Bulgarien. Damit war die Nato-Osterweiterung beendet. Seinen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 begründete Putin unter anderem mit dieser Osterweiterung, mit der angeblich aggressiven Ausweitung des Nato-Einflussbereichs und der unziemlichen Beschneidung der russischen Einflusszone.

Die vermeintlich bevorstehende Mitgliedschaft der Ukraine im westlichen Militärbündnis würde das Herz Russlands treffen. Das russische Interesse sei durch die Geschichte gerechtfertigt und müsse vom Westen akzeptiert

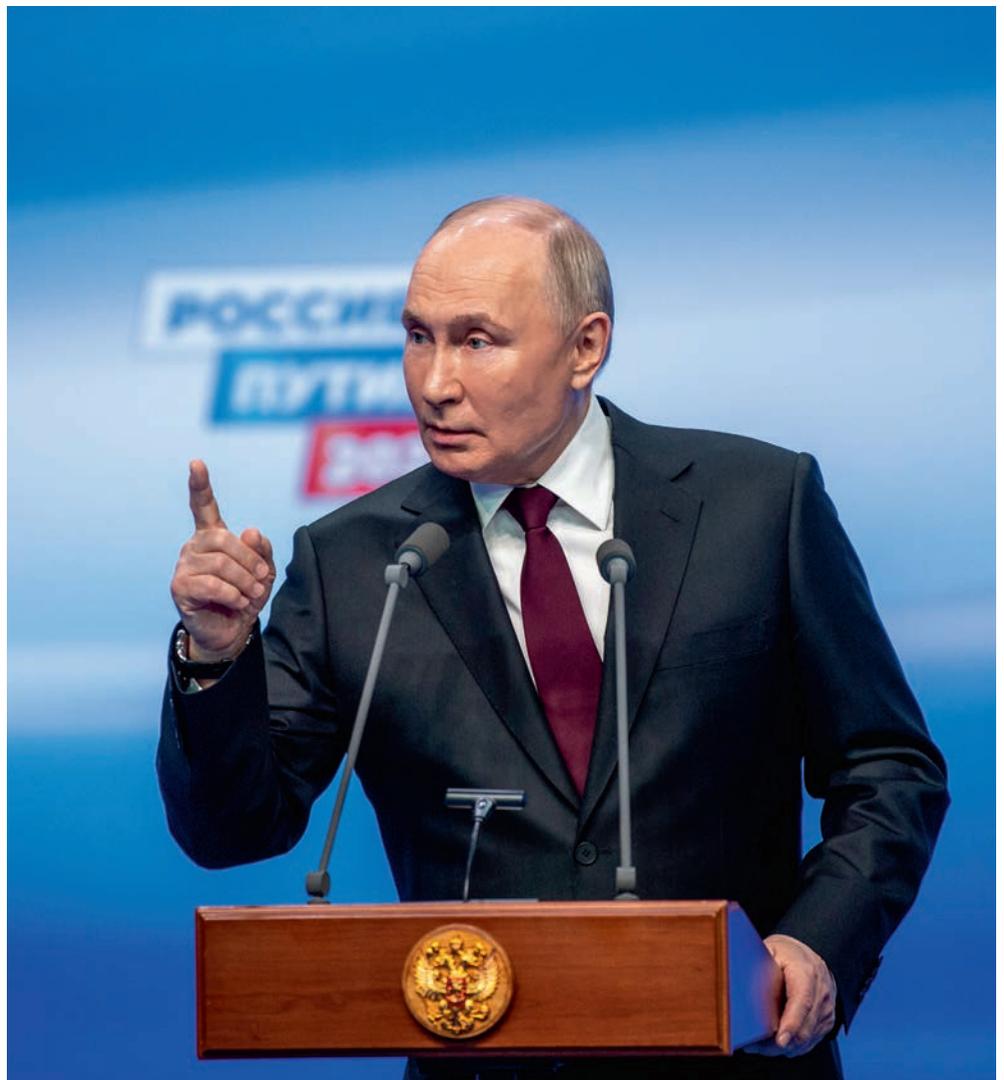
Die vermeintlich bevorstehende Mitgliedschaft der Ukraine würde das Herz Russlands treffen.

werden, verlautbart der Kreml. Auch im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung wird immer wieder auf angebliche Zusagen gegenüber Moskau verwiesen, dass die Nato nicht gen Osten erweitert werde.

Genschers Überlegungen

Der 25. Jahrestag der ersten Osterweiterung bietet eine gute Gelegenheit zur Richtigstellung dieser von Moskau gestrickten Legende, der viele in Europa und darüber hinaus aufgefressen sind. Das am leichtesten zu widerlegende Argument ist das der gegenüber Moskau angeblich gemachten Zusage: Als im Jahr 1990 der Zweiplus-Vier-Vertrag ausgehandelt wurde, existierte der Warschauer Pakt noch. Das Thema Osterweiterung der Nato war also nicht Gegenstand der Verhandlungen. Es ging um Deutschland.

Zwar gab es theoretische Überlegungen des deutschen Aussenministers Hans-Dietrich Genscher und einiger anderer Politiker, eine Ausdehnung der Nato nach Osten auszuschliessen, aber US-Präsident George H. W. Bush und der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl waren strikt dagegen. In den Verträgen rund um die



Patriotismus und Nationalismus: Putin nach der Wiederwahl, 18. März.

Wiedervereinigung war keine Rede davon. Ziel der deutschen, europäischen und amerikanischen Politik war lediglich, von der konfrontativen zu einer kooperativen Politik gegenüber Russland zu gelangen. Anfangs war auch Russland bereit dazu.

So wurde 1991 der Nordatlantische Kooperationsrat zwischen den Nato-, den ehemaligen Warschauer-Pakt- und den GUS-Staaten gegründet. Den Willen zur Kooperation unter-

strich die Nato auch mit der Nato-Russland-Grundakte, in der 1997 die gegenseitige Achtung der Souveränität, Unabhängigkeit, territorialen Integrität sowie die Unverletzlichkeit der Grenzen und das Selbstbestimmungsrecht (und damit das Recht, einem Bündnis beizutreten) ausdrücklich festgehalten wurden.

Nach dem gegenüber einer Kooperation aufgeschlossenen Präsidenten Boris Jelzin behielt auch sein Nachfolger Wladimir Putin zunächst

dessen Kurs bei. Drei Tage nach der letzten Osterweiterung der Nato im Jahr 2004 lobte er am 2. April bei einer gemeinsamen Pressekonferenz mit dem deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder, dass sich die Beziehungen Russlands zur Nato «positiv entwickeln».

Und Putin fuhr fort: «Hinsichtlich der Nato-Erweiterung haben wir keine Sorgen mit Blick auf die Sicherheit der Russischen Föderation.» Als der Nato-Generalsekretär wenig später nach Moskau kam, sagte Putin, jedes Land habe «das Recht, seine eigene Form der Sicherheit zu wählen». Kein Wort von gebrochenen Versprechen oder einer Gefährdung Russlands. Wenn heute also oft darauf hingewiesen wird, dass Putin von Anfang an eine revisionistische Politik verfolgt habe, entspricht das nicht den Fakten.

Das Gleiche gilt für den Versuch, der Nato wegen ihrer Osterweiterung die Schuld für den Bruch der Beziehungen zwischen Russland und dem Westen in die Schuhe zu schieben. Eine erste Zäsur erfolgte 2007 auf der Münchner Sicherheitskonferenz, als Putin einen völlig neuen, aggressiven Ton anschlug und dem Westen und der Nato eine rücksichtslose Haltung und das Ignorieren russischer Interessen vorwarf. Über den Sinneswandel Putins kann nur spekuliert werden. Ich vermute als Ursache vor allem die Orange Revolution in der Ukraine (Ende 2004), aber auch die Entwicklung in Georgien nach der dortigen Rosenrevolution (2003).

Kurswechsel in Richtung Pluralismus

Putin mag Angst bekommen haben, dass die Demokratisierung dieser beiden Russland am nächsten liegenden Länder auch einen entsprechenden Wandel in seinem eigenen Land befördern könnte. Nach den aus seiner Sicht für Russland sehr negativen Folgen der gorbatschowschen Öffnungspolitik sah er sich in der Pflicht, einen erneuten Kurswechsel in Richtung Pluralismus, Demokratie und Rechtsstaat zu verhindern und von der bisherigen Kooperation mit der Nato und dem Westen abzulassen.

Vor diesem Hintergrund fand 2008 in Bukarest ein Nato-Gipfel statt, auf dessen Tagesordnung die Erweiterung der Nato um die Ukraine und Georgien stand. US-Präsident George W. Bush drängte massiv darauf. Bundeskanzlerin Angela Merkel, unterstützt vom französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy, widersetzte sich erfolgreich. Georgien und Ukraine erhielten zwar eine grundsätzliche Beitrittszusage, aber nicht die Aufnahme in den «Membership Action Plan», der Vorstufe zur Mitgliedschaft.

Nach dem Gipfel erläuterte Merkel Putins Haltung Deutschlands: Sie sehe auch in absehbarer Zukunft keine Aufnahme der beiden Länder in die Nato, weil diese aus verschiedenen Gründen keinen Beitrag zur Sicherheit des Bündnisses leisten würden (Aufnahmevoraussetzung gemäss Art. 10 des Nato-Vertrags). Deutschland werde hier konsequent bleiben.

Wider besseres Wissen verwendete Putin ab diesem Zeitpunkt immer wieder einen bevorstehenden Nato-Beitritt vor allem der Ukraine als Argument für seine aggressive Haltung gegenüber dem Land und seine fortgesetzte Konfrontationspolitik gegenüber der Nato. Ironie des Schicksals: Mit seinem Überfall auf die Ukraine erreichte Putin genau das Gegenteil dessen, was er beabsichtigt hatte. Jetzt steht tatsächlich eine Nato-Mitgliedschaft beziehungsweise die Gewährung von Sicherheitsgarantien an die Ukraine auf der Tagesordnung. Und als Nebenwirkung seiner Politik musste Putin mitansehen, wie mit Finnland und Schweden zwei von Russlands Nachbarstaaten, die dies bis dahin kategorisch ausgeschlossen hatten, Mitglied der Militärallianz wurden.

Was ist also falsch gelaufen? Während die russische Propaganda der Nato die Schuld für die Spannungen gibt, weisen die Fakten in eine an-



dere Richtung: Russland ist allein für die neuerliche Konfrontation verantwortlich. Anstatt die Kooperationsangebote anzunehmen und den nach dem Ende des Kalten Krieges von den meisten europäischen Staaten eingeschlagenen Weg der Abrüstung und der drastischen Senkung der Verteidigungsausgaben mitzugehen, hat Russland systematisch aufgerüstet und ist auf Gegenkurs gegangen. Der Grund für diesen Kurswechsel ist einfach: Machterhalt.

Nach den Revolutionen in der Ukraine und Georgien und angesichts der «Arabellion» in arabischen Ländern, die parallel zu seiner zweiten Machtergreifung nach dem Ende des Medwedew-Intermezzos 2011 verlief, bekam es Putin mit der Angst zu tun. Die leichte Liberalisierung unter dem heute zum Lautsprecher Pu-

tins degradierten Medwedew hatte viele urbane Russen motiviert, gegen die erneute Amtsübernahme Putins zu demonstrieren. Seine Umfragewerte waren im Keller.

Aus dieser misslichen Situation befreite er sich mit den «bewährten» Instrumenten von Diktatoren: dem Patriotismus und dem Nationalis-

Aus dieser misslichen Situation befreite er sich mit den «bewährten» Instrumenten von Diktatoren.

mus. Die Propagandamaschine des Kremls wurde angeworfen und gehört heute zu den professionellsten der Welt. Nach dem Ende der Olympischen Spiele in Sotschi 2014 überfiel Russland die Ukraine, besetzte einen Teil des Landes und annektierte die Krim. Putin rehabilitierte Stalin und versuchte, seine aggressive Politik als Fortsetzung des Grossen Vaterländischen Krieges darzustellen. Außenminister Sergej Lawrow verzieht keine Miene, wenn er etwa im Uno-Sicherheitsrat den russischen Angriffskrieg als Verteidigung gegenüber einer vom Westen unterstützten Aggression darstellt.

Sprache der Stärke

Hatte das Minsker Abkommen, das 2015 für einen Waffenstillstand gesorgt und die Perspektive einer politischen Lösung des russisch-ukrainischen Konflikts eröffnete, für einige Jahre Hoffnung gegeben, dass es noch zu einer friedlichen Koexistenz in Europa kommen könnte, brach Wladimir Putin mit seinem brutalen Angriff auf die Ukraine am 24. Februar 2022 alle Brücken zwischen Russland und dem Westen ab. Er ist heute ein Paria, dem auf allen Kontinenten die Verhaftung als mutmasslicher Kriegsverbrecher und die Auslieferung an den Internationalen Strafgerichtshof droht.

Zum Machterhalt setzt Putin weiter auf Patriotismus und Nationalismus. Nach seinen entsprechenden Ankündigungen besteht für mich kein Zweifel, dass er, wenn ihm nicht in der Ukraine Einhalt geboten wird, weitere Staaten angreifen würde, die in ihrer Geschichte einmal Teil des russisch-zaristischen Imperiums waren. Es kann noch einmal falsch laufen, wenn die Nato-Staaten ihm nicht Einhalt gebieten. Russland unter Putin versteht leider nur die Sprache der Stärke.

Christoph Heusgen ist Vorsitzender der Münchner Sicherheitskonferenz. Er war aussen- und sicherheitspolitischer Berater von Bundeskanzlerin Angela Merkel und Ständiger Vertreter Deutschlands bei den Vereinten Nationen. Zuletzt von ihm erschienen: «Führung und Verantwortung. Angela Merkels Aussenpolitik und Deutschlands künftige Rolle in der Welt» (Siedler, 2023).

Dieser Text ist zuerst in *Der Pragmaticus* erschienen (www.derpragmaticus.com).

Liebe seines Lebens

Ob Gangster, Taxifahrer oder «Barbie»-Ken: Ryan Gosling scheint den Frauen seelenverwandt. Das macht den kanadischen Schauspieler vielen Männern suspekt. So schade.

Beatrice Schlag

Wer die Nacht der Academy Awards am 11. März vor dem Fernseher durchgesehen hat, kann den internationalen Kritiken nur zustimmen: Einziger Glanzpunkt der faden Oscar-Verleihung war Ryan Goslings Tanz- und Gesangsnummer «I'm Just Ken» in glitzernd-pinkem Anzug, rosa Handschuhen und mit Sonnenbrille, umringt von einem Pulk von Tänzern, die alle aussahen wie Ken-Klone. Dankbare Ovationen eines überwiegend heterosexuellen Starpublikums für die Selbstironie eines bekanntermassen heterosexuellen Schauspielers.

«Was habt ihr mit diesem Gosling?»

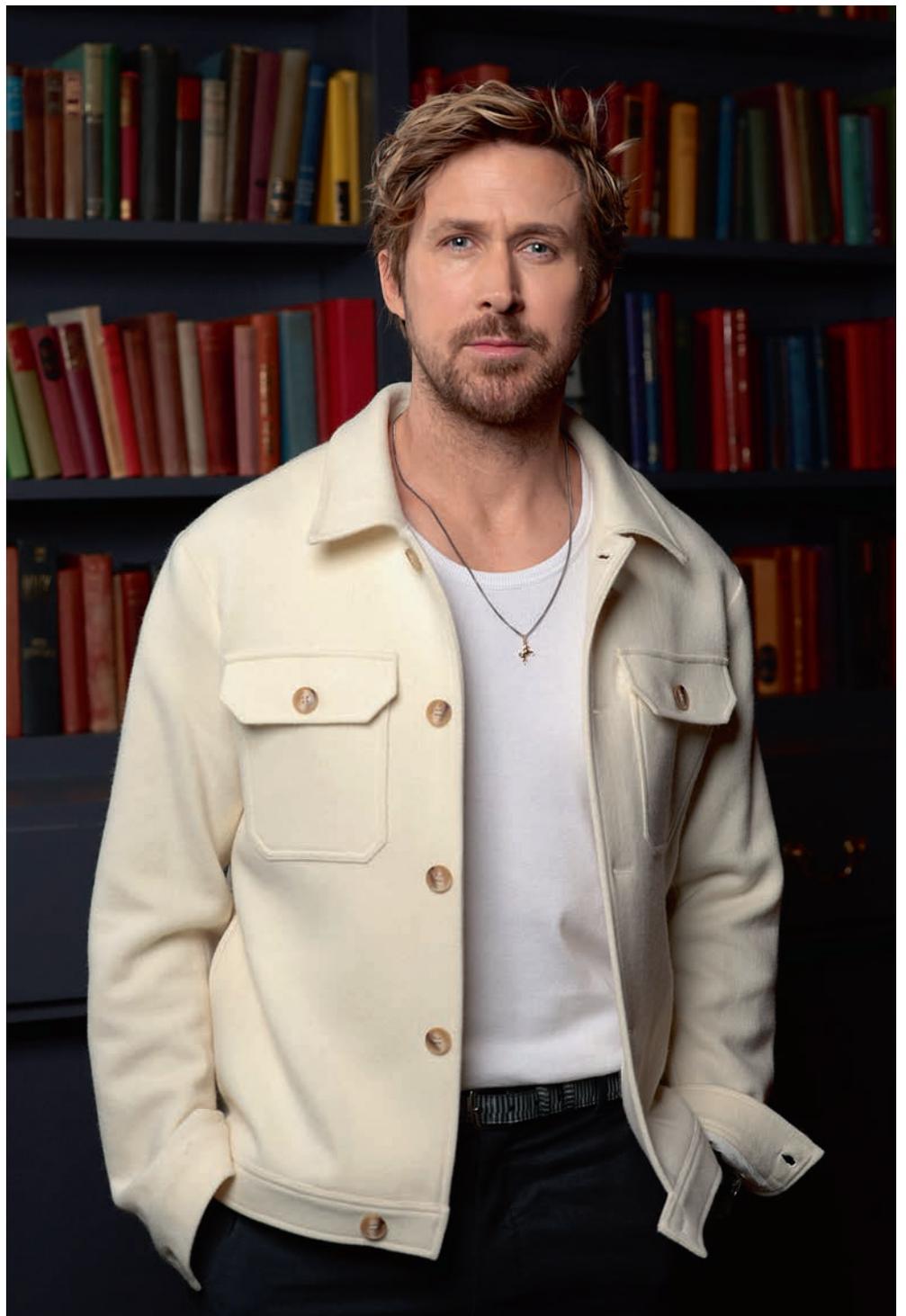
Der Beifall für Ryan Gosling ist nicht immer so ungeteilt. Sein Talent ist unangefochten. Aber talentierte, gutausschende Schauspieler hat Hollywood zuhauf, von Chris Hemsworth bis Keanu Reeves. Trotzdem kennt jeder weibliche Kinofan die männliche Frage «Was habt ihr denn mit diesem Gosling?» Einfache Antwort: Seine Filmfiguren sind neugierig auf die Frauen in ihrem Leben. Auch dann noch, wenn sie schon mit ihnen zusammen sind.

Da Gosling mittlerweile berühmt und reich genug ist, sich seine Filme aussuchen zu können, scheint ihm das Thema offenbar spannend und unbeackert genug, es weiterzuverfolgen.

Nach der Scheidung der Eltern wuchs er mit seiner älteren Schwester bei der Mutter auf.

Eben erschien im *Guardian* eine Jubelkritik über seinen neuen Film, der in der Schweiz Anfang Mai in die Kinos kommt. «The Fall Guy» ist eine Hommage an den Beruf der vorwiegend männlichen Stuntdarsteller Hollywoods, eigentlich eher ein Thema für Männer. Aber Hauptdarsteller Gosling unternimmt als verletzungsbedingt nicht einsatzfähiger Stuntman offenbar einmal mehr alles, die Liebe seines Lebens glücklich zu machen.

Bis vor wenigen Jahren verspottete man solche Männer als Frauenversther. Vermutlich hatten



Paradefall eines Frauenverstherers: Film-Beau Gosling.

wenige Männer darüber nachgedacht, wie verletzend das Wort war. Es figurierte in etwa derselben Juxkategorie wie «Warmduscher». Auch wem die gegenwärtige Hysterie über Wokeness zuwider ist, dem fällt es schwer zu verstehen, wie Frauenverstehers zum Synonym für Schlappschwanz oder Weichei werden konnte. Ryan Gosling ist, offenbar auch privat, der Parade Fall eines völlig unbefangenen Frauenverstehers. Ein Frauenheld der neuen Sorte.

Hinreissende Tanznummer

Der 43-jährige Kanadier, Sohn eines Vertreters und einer Sekretärin, beide strenggläubige Mormonen, wuchs nach der Scheidung der Eltern mit seiner älteren Schwester bei der Mutter auf. Das, sagt er, habe ihn programmiert, wie ein Mädchen zu denken: «Ich weiss gar nicht, wie anders denken geht.» Mit dem Weggang des Vaters entfiel offenbar auch viel von der Strenge mormonischer Lebensart. Show war angesagt. Es gibt auf Youtube eine hinreissende Tanznummer seiner Schwester mit ihm, damals

Es ist schwer zu verstehen, wie Frauenverstehers zum Synonym für Schlappschwanz werden konnte.

etwa zwölfjährig. Da wurde monatelang hart vor dem Spiegel geübt. Kein Wunder, kann der Mann tanzen.

Nach jahrelangen Nebenrollen in TV-Serien und Filmen, die es selten bis nach Europa schafften, wurde Gosling 2004 mit der Millionenverfilmung von Nicholas Sparks' Schnulzenroman «The Notebook» plötzlich berühmt. Da war er bereits, der Frauenverstehers, der sture Schreiner, der nicht abliess von seiner Jugendliebe, bis er sie gewann.

Schwäche für Kitsch

Der Film war mit Ryan Gosling, Rachel McAdams, Gena Rowlands und James Garner so hochgradig und hervorragend besetzt, dass man sich die eigene Schwäche für Kitsch nachsah. Sechs Jahre später brach er dem Publikum mit dem ungleich besseren Film «Blue Valentine» fast das Herz, weil er als ehrgeizfreier Hilfsarbeiter nicht verstehen konnte, warum seine Frau mehr vom Leben wollte als das beengte Zusammensein mit ihm und ihrem Kind. Der Frauenverstehers kam an seine Grenzen.

Die Kassenerfolge von «Crazy, Stupid, Love.», «La La Land» und «Barbie» machten Gosling definitiv zum Superstar. Über sein rigoros abgeschirmtes Privatleben weiss man nur, dass er einst mit Sandra Bullock, später mit Rachel McAdams zusammen war und seit 2011 mit der sieben Jahre älteren Schauspielerin Eva Mendes lebt. Das Paar hat zwei Töchter. Ob sie verheiratet sind, ist nicht bekannt.

SATIRISCHER NACHSCHLAG

Atemlos durch die Macht

E-Mail von Waldemar K., Chef der Firma Särge & Co, an seinen Sohn Kai-Uwe.

Wolfgang Schaller

Mein Sohn, Du hast Dich vier Wochen nicht gemeldet, ich nehme an, weil ich unsere öffentliche Gesellschaft kriegssüchtig nannte. Herrje, wie denn soll ich's nennen? Ist es doch, als habe die Zentralen der Macht die Furcht vor Frieden gepackt. Kriegssüchtig sollen wir werden, übereifert sich der Minister, nicht kriegsmüde werden, warnt die Ministerin. Die Röttgenhofreiterstrackzacks kleben sich als Dauergäste an den Talkshow-Sesseln fest und rufen: Vorwärts mit Waffen!, obwohl mit Waffen längst nichts mehr vorwärtsgeht. Einseitige Berichterstattung wird zur Berichtbestattung – Grüsse von meiner Sargfirma.

Ich höre den Kiesewetterbericht. Du weisst, Kai-Uwe, ich liebe Operetten: «Der Roderich, der Roderich, ich wollt, der Teufel hole dich», aber es ist nicht der Vetter von Dingsda, es ist einer, der könnte mal Verteidigungsminister werden, einer, der den Krieg nach Russland tragen will, was wohl heisst, mit unseren Waffen Moskau bombardieren. Der Krankenhausminister fordert, Kriegsverletzte aufzunehmen, denn laut Nachrichten steht der Russe in vier Jahren vor Berlin. Wie sonst soll Rheinmetall die Gewinnorgien begründen, obwohl die Militärausgaben der Nato schon jetzt vierzehnmal höher sind als die Russlands. Der Finanzminister will Soziales kürzen zugunsten der Militärausgaben, was so ähnlich klingt wie einst «Kanonen statt Butter». Putin, Kremlmonster genannt, droht mit der Atombombe. Selenskyj, wie ein Popstar gefeiert, fordert den Präventiefschlag gegen Russland.

Weisse Flagge, Schnappatmung

Der Preis ist heiss, mein Junge. Frieden kann es geben zu den Bedingungen des Westens, Frieden kann es geben zu den Bedingungen Putins. Wenn Russland zu siegen droht, greift die Nato ein, wenn Russland zu verlieren droht, drückt Putin auf den Knopf. Jeder weiss, dass die Frage so steht, jeder weiss, es wird entweder einen gerechten nie endenden Krieg geben oder einen ungerechten Frieden. Weisst Du, Kai-Uwe: Ich schalt manchmal noch ein, wenn sie diskutieren – wer da auf Dialog setzt und Kompromiss, weil er Angst hat, dass die Welt in Fetzen fliegt; wie

oft wird der von den Rittern der Schwafelrunde verhöhnt und verschwindet aus den Meinungsmacherstudios, als sei er ein Landesverräter. Täglich dahingeschlachtete Soldaten lösen kein Entsetzen aus, aber wenn der Papst dazu aufruft, die weisse Flagge zu hissen, um das Morden zu beenden, verfällt die Politik in Schnappatmung.

Mein Sohn, ich weiss, wer den Krieg begonnen hat und dass, wer überfallen wird, unsre Hilfe braucht, ich weiss es, also setzt Putin auf die Kriegsverbrecherbank neben die anderen. Wer schon immer Russenhasse in seiner DNA trägt, dem gab Putin brutale Nahrung. Seit Butscha ist das Bild wieder da vom Russen, der mit dem Mund das Messer wetzt. Aber Butscha war auch das Massaker im vietnamesischen My Lai, war das Foltergefängnis von Abu Ghraib, war der bestialische Hamas-Überfall auf Israel, und Butscha ist heute in Gaza. Über 30 000 Weggebombte – wie soll ich das nennen, ohne gleich als antisemitisch beschimpft zu werden?

Sorry, es ist ein bisschen viel in meinem Kopf, die Fernsehbilder zum Beispiel, wie unsere EU-USchi Nawalyns Frau an der Hand hält, da hätte sie doch mit der anderen Hand die Frau von Assange halten können, der schwerkrank im Gefängniskeller verrotten soll, weil er Verbrechen der Amerikaner aufgedeckt hat. Welche Helden wir feiern und welche wir verschweigen – ein Rechtsstaat ist nun mal kein Staat der Gerechtigkeit. Wikileaks hat der Welt bewiesen, dass die NSA die ganze Welt abhört, bis hin zum Privathandy der Kanzlerin, und nun sind wir ganz, ganz sehr empört über Putins Lauschangriff. Geschichtsvergessenheit feiert hohe Zeit.

Du weisst, dass ich in der Diktatur von der Uni geschmissen wurde, weil ich an die Wand «Keine Raketen» gekritzelt hatte. In der dann übernommenen Sargfirma lernte ich, was sterben heisst. Mein Sohn, was ist aus meinem Land geworden, in dem einst die Friedenstauben flogen? Du wirst sagen, das ist die Zeitenwende. Es könnte auch das Zeitenende werden. Ich habe fertig.

Wolfgang Schaller ist Kabarettist und Autor in Dresden. Dieser Artikel erschien zuerst in der *Sächsischen Zeitung*.

Schweizer Weltwunder des 20. Jahrhunderts

Die Erfindung des Reissverschlusses, eine Abenteuergeschichte aus St. Gallen.

Pascal Morché

Die Spur führt in die Schweiz. Es ist eine Spur gesäumt von Verrat und Niedertracht, von unvorstellbarem Reichtum und von bitterster Armut. Es ist die Spur zu einem Alltagsgegenstand, dessen Technik kaum zu verstehen ist. «Kein Mensch weiss, wie es <gemacht> wird. Kein Mensch kann sich erklären, warum der Reissverschluss funktioniert. Niemand weiss es. Die Fabrikanten können ihn herstellen, aber sie wissen eigentlich auch nicht genau, was sie da fabrizieren», schreibt Kurt Tucholsky 1928 über dieses Technikwunder, das wir erst zur Kenntnis nehmen, wenn es nicht funktioniert.

Tucholsky vermutet, dass der Reissverschlussfinder als Clochard in Paris «an der Ecke des Boulevards des Italiens und der Rue du Helder» sitzt. Das könnte auch gut sein, denn der Reissverschluss hat viele Väter – und viele davon hat er auf dem Gewissen. Rund tausend Patente wurden für ihn eingereicht. Aber fast alle «Erfinder», die sich diesem «Weltwunder des 20. Jahrhunderts» (BBC) widmeten, starben verarmt oder endeten sogar im Irrenhaus von Kreuzlingen, Kanton Thurgau.

Ursprünglich war der Reissverschluss nicht als Alternative zu Knöpfen an Kleidungsstücken gedacht, sondern um die üblichen Stiefelknöpfe zu ersetzen. Daran tüftelte man bereits Mitte des

«Kein Mensch kann sich erklären, warum der Reissverschluss funktioniert. Niemand weiss es.»

19. Jahrhunderts. 1893 erhält der New Yorker Erfinder Whitcomb L. Judson das US-Patent für einen «Klemmöffner und -schliesser für Schuhe». Hier beginnt nun ein Wirtschaftskrimi, bei dem Judson bald auf der Strecke bleibt und irgendwann tot aus dem Hudson River gezogen wird. Er stellte nämlich seinen Verschluss Colonel Lewis Walker vor. Der gründet 1894 bei New



Nichts klemmte mehr!
Gideon Sundbäck.

York die Universal Fastener Company, die erste Reissverschlussfabrik der Welt – und boxt Judson aus dem Unternehmen, das jetzt als Hook and Eye Company firmiert. Den verbesserten Verschluss von Haken und Ösen nennt Walker neckisch «C-Curity» und bewirbt ihn mit biblisch klingendem Slogan: «Ein Zug, und es ist vollbracht».

Bald stellt Walker den Schweden Peter Aronson ein, der wiederum Walker aus dem Unternehmen boxt. Wie in jeder Kolportage tritt nun eine schöne Frau auf: Aronsons Tochter. Schwedin sucht Schweden und: Im New Yorker Boom-Taumel der Jahrhundertwende verliebt sich die Tochter auch prompt in einen Landsmann, den Star-Ingenieur Gideon Sundbäck. Sie heiraten, und Sundbäck löst weitere

Probleme des Reissverschlusses: «Es war unbedingt notwendig, einen Haken fortzulassen!» 1913 präsentiert er seinem Schwiegervater und der Welt den ersten funktionierenden Reissverschluss.

Radikaler Träumer

Nichts klemmte mehr! Die Firma nennt sich nun Hookless Fastener Company und macht Sundbäck zum Multimillionär. Sein Reichtum gründet sich auf den Ersten Weltkrieg: 1918 hält der praktische Verschluss bereits 10 000 Fliegeranzüge zusammen. Dem militärischen Siegeszug folgt der zivile: Von einer Stoffleiste verdeckt, wird der neue Verschluss in den zwanziger Jahren bei einem grossen Teil der Kleidung zur Norm. Man kriecht sogar 1923 das *action word* des American Way of Life: «Zipper». Im selben Jahr schifft sich Sundbäck in New York mit Ziel Europa ein. Noch reicher will er werden, und so sucht Sundbäck jenseits des Atlantiks Käufer für die Rechte an seiner Reissverschlussfindung. Der Weg wird ihn auch in die Schweiz, nach St. Gallen, führen. Ein Weg direkt zu Martin Othmar Petrus Notker Winterhalter.



«Ein Zug, und es ist vollbracht.»

Auch in der Schweiz hatte man schon vor dem Ersten Weltkrieg am Reissverschluss getüftelt. Mit wenig Erfolg. Der Solothurner Simon Frey hatte sich an diesem Verschluss ebenso versucht wie das Schweizer Erfindertandem Catharina Kuhn-Moos und Henri Forster. Schon 1911 hatte das Paar in der Schweiz ein Patent angemeldet, das perfekt die Mechanismen des klassischen Reissverschlusses darstellte. Doch tragischerweise verarmten die beiden Tüftler völlig und konnten nicht die jährlichen Gebühren an das Patentamt aufbringen – ihr Patent verfiel.



mit der
4-fachen
Garantie

Mit den goldenen 1920er Jahren bricht eine neue Zeit an. Alles soll schnell und schneller gehen, geradezu verrückt schneller – auch das An- und Ausziehen von Kleidung. Zu dieser Zeit ist Martin Winterhalter aus St. Gallen Mitte dreissig und eine höchst skurrile, perfekt in seine Zeit passende Persönlichkeit: ein Spieler, ein Hasardeur, ein radikaler Träumer, stets pendelnd zwischen Genie und Wahnsinn.

Eines seiner sechs Geschwister behauptet, er sei schon im Kindesalter «abnorm, skrupellos, manisch und undiszipliniert» gewesen. Lehrer und Autoritäten akzeptiert der kleine Martin

gar nicht. Statt der Schule gilt sein Interesse nur den Mädchen, und zwangsläufig fliegt Winterhalter mit fünfzehn Jahren von der Klosterschule Einsiedeln. Daraufhin fasst er den ambitionierten Entschluss, Millionär zu werden. Da er als junger Mann selbst an Bauchhöhlenbrüchen leidet, entwickelt er zunächst «federlose Hernienbänder». Damit finanziert er immerhin sein Jurastudium in Leipzig und sein vermutlich stark libidinös ausgerichtetes Eheleben. Das Geschäft läuft.

Trick gegen die Nazis

Zurück in St. Gallen bekommt Winterhalter 1923 Besuch von Sundbäck, der ihm den «Hakenlosen Kettenverschluss mit Metallzähnen» vorstellt. Winterhalter erkennt die Gunst der Stunde und kauft Sundbäck das Reissverschlusspatent für Europa ab. Angeblich zum Schnäppchenpreis – seriöse Quellen sprechen jedoch von 100 000 Franken, und für diese Summe habe der Schweizer sein ganzes Hab und Gut zu Geld gemacht, bis hin zum Tafelsilber. Vom Reissverschluss besessen, entwickelt Winterhalter das sundbäcksche Verschlussmodell auf geniale Weise weiter: Statt «Kugelgelenke und Klemmbacken» verwendet der Schweizer «Rippen und Rillen» und tauft seinen Reissverschluss «Riri».

In seiner deutschen Fabrik in Wuppertal werden ab 1925 die ersten Riri-Reissverschlüsse produziert. 25 Patente zur maschinellen Produktion dieses Wunderverschlusses meldet Martin Winterhalter an. Vor allem: Durch ein von ihm entwickeltes Spritzgussverfahren werden die Zahnreihen der Reissverschlüsse nun maschinell in das Textilband gestanzt, es ist der definitive Durchbruch zur Massenproduktion. Schon folgen eigene Riri-Firmen in Luxemburg und Italien, und bald werden weltweit in Lizenz Riri-Reissverschlüsse hergestellt. Auch die Nazis erkennen in den dreissiger Jahren den Wert der Riri-Fabriken und ihrer Produkte. Wegen angeblicher Steuervergehen wollen sie die Riri-Werke unter staatliche Bevormundung stellen.

Aber Winterhalter lässt sich nicht unterkriegen: Bei Nacht und Nebel lässt er in Deutschland die Maschinen auf Lastwagen laden, schmuggelt sie in die Schweiz, ins Tessin nach Mendrisio, und baut dort, in einer alten Spinnerei, eine neue Fabrik (wo Riri auch heute Reissverschlüsse herstellt). Dass die Nazis nun sein Vermögen konfiszieren, pariert Winterhalter mit einem Trick: Er bringt die Schweizer Regierung dazu, ihrerseits deutsche Gelder in gleicher Höhe einzufrieren. Irgendwann werden die Vermögenswerte gegeneinander aufgerechnet,

und Winterhalter ist in der neutralen Schweiz der Gefahr einer Enteignung entronnen. Wieder einmal.

In den frühen 1950er Jahren allerdings verfallen seine Reissverschlusspatente. Den zackigen Zug beherrscht auch die Konkurrenz, zumal sie bald begehrte, flexiblere Reissverschlüsse aus Kunststoff herstellt. Im Niedergang seines Unternehmens steigert sich Lebermann Martin Winterhalter in seiner ihm eigenen Riri-Besessenheit in pathologischen Wahnsinn.

Er verprasst sein Geld, gibt rauschende Feste, stürzt sich in absurde Investitionen und verschenkt sogar Teile seiner Firma an seine Köchin und an seinen Arzt. Ja, Winterhalters Wahnvorstellungen sollen sich in Folge einer Gehirnuquetschung nach einem Skiunfall in Engelberg noch gesteigert haben. Nicht ganz zu Unrecht sehen seine Geschwister das

Winterhalter verprasst sein Geld, gibt rauschende Feste und verschenkt Teile seiner Firma an seine Köchin.

Familienvermögen in Gefahr und versuchen, ihren Bruder Martin zu entmündigen und in eine Irrenanstalt einzuweisen. Das gelingt zweimal – und ihm gelingt zweimal (mit Hilfe ihm verfallener Frauen) die Flucht: aus dem Burghölzli in Zürich ebenso wie aus der Psychiatrie Friedmatt in Basel.

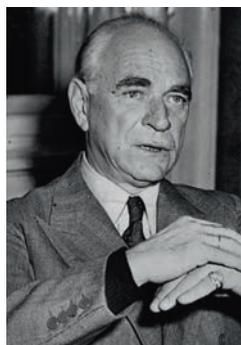
Chirurgen vernähen Reissverschlüsse

Winterhalters Ritt über die Alpen auf seinem Lieblingssperd (von Morcote im Tessin nach Liechtenstein) endet erneut in der Psychiatrie; und wieder hilft ihm eine Geliebte zur Flucht, und wieder wird er eingewiesen. Entmündigt, einsam und allein stirbt Martin

Winterhalter, der Erfinder des modernen Reissverschlusses 1961 im Irrenhaus Sanatorium Bellevue von Kreuzlingen im Kanton Thurgau. Bei Riri in St. Gallen und Mendrisio knallen damals die Sektkorken – man feiert das 35-Jahr-Firmenjubiläum.

Nachdem die deutsche Firma Opti 1953 den Reissverschlüssen die metallenen Zähne gezogen hat und sie in Kunststoff sowie in jedem beliebigen Farbton fertigt, wurde das triviale und doch hochkomplizierte Alltagsding für In-

dustrie und sogar die Medizin interessant: Alles, wirklich alles kann heute der Reissverschluss zusammenhalten. Sogar Chirurgen nähen ihn inzwischen ein, um eine Wunde – ritsch, ratsch – nochmals öffnen zu können. Siebzig Millionen Meter Reissverschluss werden allein in Deutschland hergestellt, pro



Ritt über die Alpen:
Martin Winterhalter.

Jahr. Ein Vielfaches an Reissverschlussmetern erreicht der japanische Branchenriese YKK.

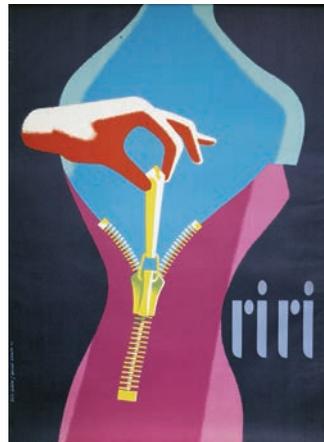
Die erotische Konnotation als Reizverschluss erreicht der Reissverschluss erstmals 1957 im Film «Pal Joey»: Frank Sinatra attestiert darin Rita Hayworth eine Karriere als «Vera of the vanishing zipper». Und 1971 brennt sich (nach einer Idee Andy Warhols) das eindeutig Doppeldeutige des Zip-Verschlusses als Cover der Rolling-Stones-LP «Sticky Fingers» in das Bewusstsein ein. So dient der Reissverschluss längst nicht mehr nur dem Zusammenhalt von Taschen, Verpackungen, Kleidung und gar hochtechnisierten Astronautenanzügen, sondern er wird seit den achtziger Jahren und dem Punk zusätzlich auch als ebenso aggressives wie trivial schmückendes Modeaccessoire eingesetzt.

Nocke und Pfanne

Nicht nur Kurt Tucholsky bleibt aber mit der Frage zurück, wie dieses Ding, wie der Reissverschluss denn nun eigentlich funktioniert. Wie



Reizverschluss: Plattencover der Rolling Stones («Sticky Fingers», 1971); Riri-Plakat (Fritz Bühler, 1949).



diese gut ein Dutzend Teile ineinandergreifen, wie sie sich Zahn um Zahn verhaken und wieder lösen. Vielleicht hat der Reissverschluss auch Karl F. Nägele auf dem Gewissen. Der Mann, er verstand sich gewiss nicht als Satiriker, schrieb 1955:

Die Reissverschlussglieder, die «Zähne», die den Reissverschluss bilden, haben auf der unteren Seite eine kleine Erhöhung, die «Nocke», an der oberen Seite eine kleine Vertiefung, die «Pfanne». Wenn der Reissverschluss geschlossen ist, greift immer

wechselweise eine Nocke der rechten «Kette», so nennt man eine Seite des Reissverschlusses, in die Pfanne der linken Kette und umgekehrt. Dadurch verriegelt immer eine Lamelle, Reissverschlussglied genannt, die gegenüberliegende, sodass eine Trennung innerhalb der Kette unmöglich ist. Zum Öffnen und Schliessen des Reissverschlusses verwendet man den «Schieber», der zwei Eintrittsöffnungen und eine Austrittsöffnung hat. Zwischen beiden Eintrittsöffnungen ist ein Keil, das «Herzstück». Beide Reissverschlussketten, deren Reissverschlussglieder in gleichem und genau bestimmtem Abstand angeordnet sind, werden durch den Keil etwas abgebogen, wodurch der Abstand zwischen den Reissverschlussgliedern an der Biegungsstelle grösser wird. An der Biegungsstelle werden nun die beiden Ketten, ermöglicht durch den grösseren Abstand der Reissverschlussglieder, ineinandergeschoben, also technisch «gekuppelt». Das ist nur möglich, weil das «Stoffband», auf dem die Reissverschlussglieder befestigt sind, weich ist.

So einfach ist das, Herr Tucholsky!

KNOW HOW PLACE

Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum

Der Geist von Sempach



Die Referenten



Albert Rösti
Bundesrat



Thomas Frutiger
Verwaltungsratspräsident
Frutiger Gruppe



Jahangir Doongaji
CEO Hilti Gruppe

Referat: «Langfristig orientierte Unternehmensführung»

Referat: «Lead 2030 – Die neue Unternehmensstrategie»

Am Mittwochabend, **24. April 2024** findet zum 35. Mal das Unternehmerforum KNOW HOW PLACE statt. An diesem Abend in Sempach treffen sich ausschliesslich Entscheidungsträger auf Augenhöhe.

Mit dabei, hochkarätige Referenten in familiärem Rahmen. Einzigartig und handverlesen – wie immer im KUMMLI Netzwerk. Lassen Sie sich überzeugen. Wir freuen uns auf Sie.

«Ich bin an vielen Netzwerkanlässen, aber was ich hier erlebe ist einzigartig.»

Unternehmer aus der Maschinenindustrie

exklusiv – einzigartig – handverlesen

KUMMLI Netzwerk GmbH | Lindenmattstrasse 9 | 5616 Meisterschwanden
Tel. +41 62 771 28 85 | www.kumml.com | info@kumml.com | www.know-how-place.ch



Wir vernetzen Entscheidungsträger

Willy ist so frei

Der Weisshai gilt als Inbegriff der Meeresbestie. Nun läuft ihm der Schwertwal den Rang ab.

Christoph Egger

In «Jaws», Steven Spielbergs Film, der 1975 das Zeitalter der Blockbuster einläutete, bringt der Hai am Schluss nicht einfach den Kutter des professionellen Haijägers Quint zum Kentern. Er versenkt damit die «Orca», was durchaus programmatisch zu verstehen ist. Der «great white shark», der Weisshai also, macht klar, wer hier der «apex predator» ist: nicht der Meeressäuger (der erst seit wenigen Jahren seinen Ruf als übelster Mordgesell der Weltmeere zu verlieren begonnen hat), sondern der kaltblütige Riesenfisch. Der «Schrecken der Meere» hatte ein neues Gesicht.

Siebzehn Tage Trauer

Hat «Jaws» den Raubfisch erst ins allgemeine Bewusstsein gerückt, so hat auch beim Schwertwal ein Film dazu beigetragen, die öffentliche Wahrnehmung zu verändern, diesmal zum Positiven: «Namu, the Killer Whale» (1966) von László Benedek. Seither, und ohnehin seit «Free Willy» (1993 ff.), ist eine Neubewertung des Tiers im Gang. Ihre Kulmination erreichte sie wohl im Sommer 2018. Da hatte die zwanzigjährige Tah-

Erstaunen rief hervor, dass der Wal ganz allein dem jungen Hai die Leber herausgerissen hatte.

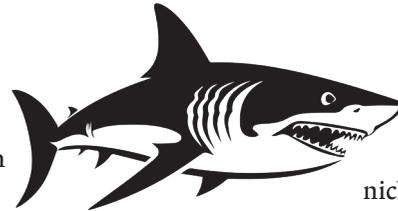
lequah in der Salish Sea am 24. Juli ein weibliches Kalb zur Welt gebracht, das unmittelbar nach der Geburt starb. Was dann folgte, hatte man so zuvor noch nie beobachtet: Während zweieinhalb Wochen, bis zum 9. August, liess Tahlequah unter riesiger Anteilnahme der kanadisch-amerikanischen Öffentlichkeit nicht von ihrem toten Kind, wobei andere Mitglieder ihrer Gruppe sie zeitweise ablösten, bis sie sich nach siebzehn Tagen des «Trauerns», wie man hier zu sagen versucht ist, von ihm

trennte.

Und nun eine erneute Kehrtwende mit dem Schwertwal als rabiatem Killer und dem Weisshai als hilflosem Opfer? 2017 waren in Gansbaai, südlich von Kapstadt, wo Tauchen (im Käfig) mit den Fischen zum einträglichen Geschäft geworden war, innerhalb weniger Monate die Kadaver von fünf Weisshaien angespült worden. Vier von ihnen fehlte die Leber. Untersuchungen der südafrikanischen Meeresbiologin Alison Towner ergaben nicht nur, dass hinter der Haihatz ein einziges Paar Schwertwale steckte, sondern auch, dass die übrigen Haie schleunigst Reissausgenommen hatten. Die Raubfische sind jeweils zur Stelle, wenn in den Robbenkolonien die jungen Seebären flügge werden und ihre ersten Schwimmversuche im offenen Meer unternehmen.

Während so in Gansbaai ein Geschäftsmodell unterzugehen drohte, freute man sich ein paar hundert Kilometer weiter östlich, in Mossel Bay, über den unerwarteten Zuzug von Weisshaien, die ihrerseits Touristen anlockten. Allerdings waren sie nicht allein gekommen. In ihrem Schlepptau befand sich das nämliche männliche Schwertwalduo, das schon die Seebären von Gansbaai hatte aufatmen lassen (wobei auch Orcas Robben-Snacks keineswegs abgeneigt sind, berühmt sind die Strandräuber von Patagonien). Angekommen war also auch das Tandem «Steuerbord» und «Backbord», so getauft ihrer schlappen Rückenflosse wegen, die sich beim einen eben nach rechts, beim andern nach links krümmt.

Dass nun ein Vorfall vom Juni letzten Jahres, den die Forscher um Towner Anfang



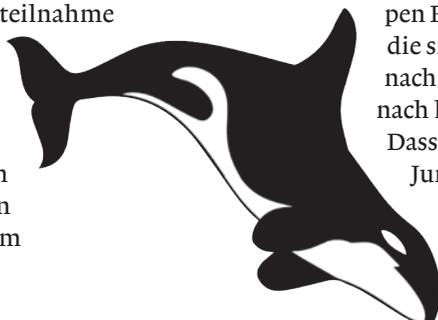
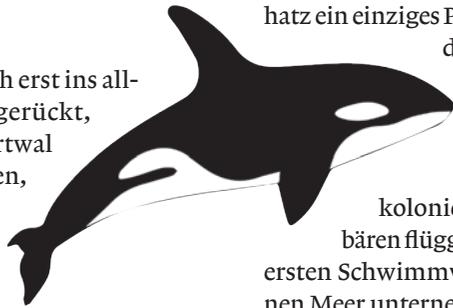
März zusammen mit einem Video publik gemacht haben, auf so grosses Echo stiess, galt nicht nur dem Umstand, dass hier

eine solche Attacke erstmals dokumentiert werden konnte. Allgemeines Erstaunen rief hervor, dass «Steuerbord» ganz allein dem juvenilen Weisshai von rund zweieinhalb Metern Länge erst eine Brustflosse ab- und hierauf die Leber herausgerissen und ihn getötet hatte – und das in weniger als zwei Minuten. «Backbord» hatte sich derweil etwa hundert Meter entfernt aufgehalten. Dass er nicht untätig geblieben war, erwies sich am Kadaver eines Tiers von rund dreieinhalb Metern Länge, der am folgenden Tag ausgeweidet angeschwemmt wurde.

Sensationelles Präparat in Lausanne

Wer einen wirklich grossen «great white shark» sehen will, zwar nicht lebendig, dafür ganz nah und im Massstab eins zu eins, der sollte in Lausanne im Palais de Rumine das oberste Stockwerk besuchen. Das dortige Zoologische Museum ist in der Schweizer Museumslandschaft einzigartig, nicht nur durch die historischen, mitunter auch etwas ramponierten Präparate, die hier zu grossen Teilen in ihrer aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Prä-

tation belassen werden. Man hat auch einige bemerkenswerte Einzelstücke vorzuweisen. Etwa den vorzüglich erhaltenen, fast fünf Meter hoch aufragenden Unterkiefer eines Pottwals aus dem Jahr 1838. Und eben den geradezu sensationellen *requin blanc*: das weltweit grösste Präparat, das zudem aus dem Mittelmeer stammt. 1956 vor Sète einem Fischer ins Netz geraten, war der Koloss 5,89 Meter lang und rund zwei Tonnen schwer. Am Riesenfisch lässt sich nicht nur die enorme Länge schön ermessen, sondern vor allem auch der gigantische Rumpfumfang. Die Leber hatte 360 Kilogramm gewogen.



Kigali statt King's Cross

Grossbritannien will illegal Eingereiste nach Ruanda ausfliegen. Warum gerade dorthin? Und was ist von dem Plan zu halten?

Wolfgang Drechsler



Millionen für «Mr Fixit»: Innenminister James Cleverly landet in Kigali, 5. Dezember.

dreissig Jahre nach einem entsetzlichen Völkermord, dem binnen hundert Tagen rund 800 000 Menschen zum Opfer fielen, ist Ruanda zurück in den Schlagzeilen – allerdings aus einem ganz anderen Grund als damals. Ausgerechnet der Zwergstaat im Herzen Afrikas, wo pro Quadratkilometer mehr Menschen als in jedem anderen Land Afrikas leben, schürt in Grossbritannien die Hoffnung, als sicherer Drittstaat jene Migranten aufnehmen zu können, die den Ärmelkanal illegal überquert haben – und die Grossbritannien nicht haben will. Denn auch auf der britischen Insel wächst der Druck auf die konservative Regierung, künftig weit weniger Menschen als bislang aufzunehmen und die illegal Eingereisten bis zum Asylbescheid zu Abschreckungszwecken dort unterzubringen, wo sie einst herkamen: in Afrika.

Hypothek und Peinlichkeit

Bei genauerer Betrachtung der Lage fällt der Blick zunächst auf ein im April 2022 ausgehandeltes Abkommen zwischen Gross-

britannien und Ruandas Staatschef Paul Kagame, der das Land seit 23 Jahren regiert und sich dem Westen zuletzt immer öfter als ein «Mr Fixit» angeboten hat, unter anderem bei der Befriedung innerafrikanischer Konflikte. Allerdings hat das Abkommen selbst bislang keinerlei Wirkung entfaltet: Das Unvermögen der britischen Regierung, auch nur einen ein-

In der Tat sind viele der in Ruanda unternommenen Reformen in Afrika einmalig.

zigen illegalen Migranten nach Ruanda zu deportieren, ist für Premier Rishi Sunak und dessen Tories mittlerweile zu einer Hypothek und Peinlichkeit geworden.

Verantwortlich für die 2022 mit Ruanda unterzeichnete «Partnerschaft für Migration und wirtschaftliche Entwicklung» war die damalige Innenministerin Priti Patel. Das Abkommen sah vor, dass illegal nach Grossbritannien Eingereiste, die dort Asyl be-

antragen, nach Ruanda ausgeflogen werden, wo man ihr Gesuch dann bearbeitet. Im Gegenzug gewährte London dem Kagame-Regime grosszügige Hilfe: Bis jetzt hat Grossbritannien rund 150 Millionen Pfund an Ruanda überwiesen, was fast 2 Prozent von dessen Brutto-sozialprodukt entspricht. In Kürze werden weitere 50 Millionen fällig – nebst Unterhaltszahlungen für dann womöglich Deportierte.

Scharfe Steuerbehörde

In Grossbritannien selbst ist bisher jedoch so gut wie nichts geschehen. Im Juni 2022 wurde der Start des ersten und bislang einzigen Fluges mit Asylbewerbern gestoppt, nachdem der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ihre Abschiebung mit einer Art Notgesetz im letzten Moment verhindert hatte. Obwohl nicht wenige Juristen bereits damals eine Aufgabe der umstrittenen Asylpraxis mit Ruanda anmahnten, blieb Premier Sunak hart und versprach ausdrücklich, dass Migranten künftig «nicht in King's Cross, sondern in Kigali» auf ihren Asylbescheid warten würden.

Dennoch wurde das Vorhaben im November 2023 vom britischen Supreme Court zunächst gekippt – ein schwerer Rückschlag für den in Umfragewerten weit hinter Labour liegenden Sunak. Die Richter monierten insbesondere, dass Ruandas Asylsystem defekt sei und eine reale Gefahr bestünde, dass womöglich gefährdete Menschen an für sie unsichere Orte abgeschoben würden. Dies würde wiederum internationales Recht brechen – ein Grund, weshalb in konservativen Kreisen seit langem offen über einen Austritt Grossbritanniens aus der Europäischen Menschenrechtskonvention nachgedacht wird, die einer zügigeren Ausweisung im Weg steht.

All dies hat die Frage aufgeworfen, ob das Abkommen überhaupt funktionieren kann und ob Ruanda wirklich so sicher und demokratisch ist, wie die britische Regierung behauptet. Die Zurückweisung der ersten Gesetzesnovelle erklärt, weshalb die Tories sich nun daran gemacht haben, die bislang zur Abschiebung erlassenen Gesetze noch ein-

mal gründlich zu überarbeiten. Anfang September unterzeichnete der britische Innenminister James Cleverly zum Beispiel einen Vertrag mit Ruanda, der genau skizziert, wie das Land Deportierte zu behandeln habe. Sollte der Vertrag britisches Gesetz werden, würde dies den Gerichten ermöglichen, Ruanda als sicheren Drittstaat anzuerkennen – und die Anwendung jener Menschenrechtsgesetzgebung aufzuheben, die dem Vorhaben der britischen Regierung bislang im Wege steht.

Krankenversicherung für alle

Viel wird dabei von der Einschätzung Ruandas durch die westliche Politik abhängen. Bis vor kurzem gelang es der Regierung Kagames ausgesprochen gut, ihr autoritäres Entwicklungsmodell seit dem Genozid als grandioses Erfolgsmodell für den ganzen Kontinent zu präsentieren. In der Tat sind viele der in Ruanda unternommenen Reformen in Afrika einmalig: Während die einstige Regionalmacht Südafrika immer mehr ableitet, versucht sich

Hinter dem Erfolg verbirgt sich ein Polizeistaat, der seine Gegner auch im Ausland gnadenlos verfolgt.

Ruanda am Sprung vom Agrar- zum Hightechland. Ausgerechnet seine Steuerbehörde, die einst von Grossbritannien finanziert und personell ausgestattet wurde, drängt die Bürger vehement zur Entrichtung ihrer Abgaben, um die Abhängigkeit des Landes vom Ausland zu verringern, etwa bei der Finanzierung des Staatshaushaltes.

Seit dem Völkermord hat das Land eine für Afrika beispiellose Metamorphose vollzogen: Seine Regierung hat eine Krankenversicherung für alle eingeführt, aber auch die Infrastruktur und das Bildungswesen stark verbessert. Mit Wachstumszahlen von rund 7 Prozent in den letzten zehn Jahren hat das Land zudem Hunderttausende seiner dreizehn Millionen Menschen aus der Armut befreit. Heute gilt das oft als «die Schweiz Afrikas» bezeichnete Land unter vielen Beobachtern als stabil und als das vielleicht am wenigsten korrupte Land des Kontinents. Die Organisation Transparency International verleiht Ruanda seit Jahren die besten Noten in Afrika. Trotz geschöner Armutsstatistiken erhält das Land deshalb auch vom Westen auf dessen verzweifelter Suche nach Bündnispartnern mehr als eine Milliarde Dollar an Hilfe pro Jahr. Auch ist Kigali zu einem in Afrika beliebten Konferenzzentrum aufgestiegen.

Allerdings verbirgt sich hinter dem wirtschaftlichen Erfolg ein Polizeistaat, der daheim quasi keine Opposition duldet und der seine Gegner auch im Ausland gnadenlos verfolgt. Nicht wenige sind etwa in Südafrika

unter oft ungeklärten Umständen ums Leben gekommen, wie die Afrika-Expertin Michela Wrong in ihrem Bestseller «Do Not Disturb» belegt.

Kagames Regierung wehrt sich entschieden gegen diese Vorwürfe. Der Staatschef feilt seit Jahren sorgsam an seinem Ruf als verantwortungsvoller Staatsmann, der eigene Soldaten in afrikanische Kriegsgebiete schickt, in denen der Westen nicht länger intervenieren will. Dazu gehören das als Staat kollabierte Somalia mit seiner islamistischen Terrorbande al-Shabab, aber auch Moçambique, wo Ruanda nach dem Rückzug südafrikanischer Söldner versucht, islamistische Milizen im Norden zurückzudrängen, auch zum Schutz westlicher Milliardeninvestitionen im Gas-Sektor. Je unentbehrlicher sich Kagame dabei macht, umso mehr kann er darauf hoffen, dass der Westen die Schattenseite seiner Herrschaft toleriert, darunter auch die fortgesetzte Unterstützung von Rebellen im benachbarten Ostkongo. Bislang hat diese Strategie funktioniert, denn noch sehen die meisten westlichen Regierungen Ruanda in einem politisch oft als chaotisch empfundenen Kontinent als verlässlichen Partner, wie auch der angestrebte Migrationspakt der Briten zeigt.

Dänisches Wunschdenken

Viel wird im Rahmen der gegenwärtig eher unwahrscheinlichen Umsetzung des Migrationspaktes nun davon abhängen, ob Ruanda seinerseits die Repressionen im Inneren reduziert. Vor dem Hintergrund des Genozids vor nur dreissig Jahren mag die Kompromisslosigkeit seiner Regierung zum Teil verständlich sein. Als Partner in Migrationsfragen setzt sie jedoch dennoch enge Grenzen. So dürften sich auch alle Hoffnungen der Torys zerschlagen, noch vor den nächsten Wahlen illegale Migranten nach Ruanda abzuschieben. Womit sich das Abkommen am Ende womöglich, wie bereits ein früheres mit Dänemark, als Wunschdenken erweist.

Wolfgang Drechsler ist Afrika-Korrespondent mehrerer deutscher Tageszeitungen, darunter das *Handelsblatt*, und lebt seit 1991 in Südafrika.



Deutsche Militärs hintergehen Regierung

Da diskutieren deutsche Militärs darüber, wie sie Marschflugkörper gegen Russland «zum Fliegen» bringen könnten. Und Politik und Medien echauffieren sich darüber, dass entsprechende Infos an die Öffentlichkeit gelangt sind.

Umso bemerkenswerter ist der mediale Fokus im Zusammenhang mit dem abgelauchten «Taurus»-Gespräch deutscher Offiziere. Brisante Tatsachen werden verschwiegen. Etwa der Umstand, dass deutsche Militärs bereits letzten Oktober einen US-General über Pläne orientiert haben, wie man die Marschflugkörper der Ukraine senden könnte.

Pikante Details

Dabei übergangen sie Boris Pistorius. Mit dem Verteidigungsminister hatten sich die deutschen Militärs bis zum 19. Februar, als das erwähnte Gespräch stattfand, nicht ausgetauscht. Dafür orientierten sie bereits 2023 Washington. Entsprechende Aussagen tätigte Brigadegeneral Frank Gräfe, Leiter der Abteilung Einsatz im Luftwaffenkommando in Berlin.

Zu Beginn des abgehörten Gesprächs berichtet Gräfe Oberstleutnant Sebastian Florstedt über seinen Aufenthalt in Singapur, wo er zum damaligen Zeitpunkt gerade eine Air-Show besuchte. Gräfe plauderte dabei pikante Details aus.

«Das ist das Geile bei so Veranstaltungen, da trifft du ja Gott und die Welt. Und ich habe diesen Schneider heute getroffen, das ist ja der Nachfolger von dem Wilsbach... und dem habe ich schon mal von unserem Plan erzählt.»

Mit «Schneider» ist General Kevin B. Schneider gemeint, der seit Februar 2024 Kommandeur der Luftstreitkräfte im Pazifik ist. Sein Vorgänger war General Kenneth S. Wilsbach. Letzteren haben die deutschen Militärs bereits im Oktober über ihre Pläne informiert.

Von Florstedt angesprochen, ob er mit Schneider demnächst nochmals über den Taurus rede, erwiderte Gräfe: «Der ist ja erst zwei Wochen im Amt, und der wusste gar nicht, wovon ich rede. Und deshalb habe ich gesagt, dann komm ich lieber noch mal vorbei, weil das war ja Oktober, wo wir dem Wilsbach alles vorgestellt haben.»

Der kritische Beobachter fragt sich: Für wen arbeiten diese deutschen Militärs eigentlich?

Rafaël Lutz

Granatenmässig grazil

Warum ich, wenn ich alt bin, aussehen möchte wie Céline Dion.



Als ich neulich am Abend wie einer dieser grenzdebilen Teenies durch Tiktok scrollte, stiess ich auf ein Video eines Auftritts von Céline Dion, das jemand hochgeladen hatte. Es handelte sich um einen Ausschnitt ihrer letzten Welttournee von 2020 im Barclays Center in Brooklyn, New York, bevor diese Corona-bedingt unterbrochen werden musste.

Dion singt ihren Hit «I'm Alive» von 2000. Sie trägt einen blonden, gerade geschnittenen Bob und ein traumhaftes rotes Trägerkleid mit asymmetrischem Schnitt, der ihre atemberaubenden Beine besonders gut in Szene setzt. Zum glitzernden Kleid trägt sie passende rote High Heels. Zu diesem Zeitpunkt ist sie 52 Jahre alt.

Ich mache einen Video-Screenshot von dem Ausschnitt und poste ihn auf Instagram und X, weil ich so begeistert von ihrer Optik und ihrer Power auf der Bühne bin. Es dauert nicht lange, bis mich die Ersten darauf hinweisen, dass Dion schwer erkrankt sei, ein Umstand, der mir sehr wohl bekannt ist, um den es mir hier aber gar nicht ging. Ich verstehe ohnehin nicht, warum Menschen – und es erscheint mir als eine sehr deutsche Eigenschaft – immer in allem das Haar in der Suppe finden müssen. Warum kann man sich nicht einfach diesen tollen Ausschnitt ansehen und feststellen, dass die Sängerin toll aussieht, ohne gleich einen Wermutstropfen anfügen zu müssen?

Viele andere betonen, dass Dion zu dünn sei. Eine Bewertung, die vermutlich genauso lange existiert wie Céline Dions Karriere. Sie war schon immer eine äusserst grazile Frau, was

meines Erachtens deutlich dagegen spricht, dass sich jemand zwanghaft herunterhungert. Es soll ja schliesslich auch noch Frauen geben, die von Natur aus zierlich gebaut sind.

Dion ist in dem Video aber nicht einfach nur dünn. Sie ist trainiert. Sie hat deutliche Armmuskeln, die dafür sorgen, dass da auch mit 52 Jahren noch kein sogenanntes Winkeärmchen zu sehen ist. Ihre Beine könnten die eines Supermodels sein. Kurzum: Sie sieht granatenmässig aus und keinesfalls ungesund.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass wir in Deutschland vergessen haben, wie eine schlanke, trainierte Frau aussieht. 53,5 Prozent der Bevölkerung in Deutschland gelten als übergewichtig. Bei den Frauen sind es 46,6 Prozent,

Warum sind so wenige Menschen hier noch in der Lage, sich an einem schönen Anblick zu erfreuen?

bei den Männern gar 60,5 Prozent. Bei fast einem Fünftel davon liegt eine Adipositas vor, also extremes Übergewicht. In einer solchen Gesellschaft ist eine Figur wie die von Céline Dion keine Norm mehr, sondern die Ausnahme.

Mit einer Grösse von 1,65 Metern bin ich rund sechs Zentimeter kleiner als Céline Dion. Zwar war ich auch schon immer eine zierliche Frau, wirke aber, vermutlich aufgrund der kleineren Körpergrösse, nicht ganz so «drahtig» wie sie. Dennoch darf selbst ich mir ungefähr seit meiner Teenie-Zeit Sprüche über Magersucht oder

Aufforderungen wie «Iss doch mal was!» unter meinen Fotos anhören. Ich will jetzt keinesfalls die Opferkarte spielen. Insgesamt hat man es vermutlich als schlanker Mensch immer noch bedeutend einfacher in der Gesellschaft als dicke Menschen. Ricarda Lang muss sich dann doch mehr Sprüche über ihr Gewicht anhören als ich über meines. Aber darum geht es mir auch nicht.

Eine Frau wie Céline Dion in dem Video ist eine Augenweide. Es verdient Anerkennung, mit über fünfzig Jahren so auszusehen. Warum wird das hier in Deutschland grundsätzlich so zerredet? Ist das in der Schweiz auch so? Warum muss an allem Herausragenden immer etwas Schlechtes gefunden werden? Warum sind so wenige Menschen hier noch in der Lage, sich an einem schönen Anblick zu erfreuen? Und weshalb ist es okay, ewig an schönen und schlanken Frauen herumzumäkeln?

Wenn ich in zwanzig Jahren so aussehe wie Céline Dion, wäre ich unglaublich glücklich. Frauen wie sie sorgen dafür, dass ich keine Angst vor dem Älterwerden habe. Sie sind der Beleg dafür, dass man auch mit über fünfzig Jahren noch die Figur einer Zwanzig- oder Dreissigjährigen haben kann. Übergewicht sehe ich auf deutschen Strassen genug. Menschen, die nichts aus sich machen, ebenso. Wer einmal in Südfrankreich oder Italien war, dem fällt auf, wie furchtbar die Deutschen im Vergleich zu manch anderen aussehen.

Insofern: Gern mehr Céline und weniger Heike. Danke.

ERFOLG

Paolo Cattaneo



Achtsamer Geniesser: Paolo Cattaneo, Gründer des Tessiner Weinhandelsunternehmens Arvi.

Dieser Tag ist
alles andere als ein
gewöhnlicher
Montag in Melano.

Seite 34

Arrivederci Champagner
und Mai Tais – servus
Pommes frites
und Gerstensuppe.

Seite 36

Bei Arvi begegnen
sich Kunst und
önologische Erzeugnisse
auf Augenhöhe.

Seite 37

Tresormeister des Genusses

Paolo Cattaneo ist ein stiller Champion des internationalen Weinhandels.

Am Lago di Lugano hat er in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Erfolgsfirma Arvi aufgebaut. Hier erzählt er erstmals aus seinem filmreifen Leben zwischen Bordeaux und Banksy.

Oliver Schmuki

Paolo Cattaneo hat einen guten Riecher. Nicht nur, was den Wein angeht, der ihn ein Leben lang begleitet, sondern auch, was Chancen angeht, günstige Gelegenheiten, gut getimte Entscheidungen. Dafür verfügt er über einen sechsten Sinn. Jedenfalls hat der gebürtige Italiener objektiv betrachtet vieles richtig gemacht in seinem ereignisreichen und erfüllten Leben, auf das er heute im Alter von siebzig Jahren zurückblicken darf und das genügend Stoff hergäbe, um eine rasante Miniserie für einen Streaming-Anbieter zu produzieren.

Auf den ersten Blick ist es ein gewöhnlicher Montag im Tessiner Dörfchen Melano, gelegen am Luganersee am Fusse des Monte Generoso, kurz bevor man eintaucht in die Welt des Mendrisiotto mit seinen zahlreichen Weingütern und Rebflächen. Der Firmensitz von Arvi, ein eingezäuntes, klobig-sperriges Lagergebäude direkt neben den Zuggleisen, schreit förmlich nach Diskretion. Was wiederum gut zum Gründer des Weinhandelsunternehmens passt. So ist das Einzige, was den ankommenden Besucher an Wein und Genuss denken lässt, ein riesiger, bunter Dionysos an der Nordwestfassade des Gebäudes. Dabei handelt es sich um eine Interpretation des «Bacco» von Barockmeister Michelangelo Merisi da Caravaggio, einen selbstbewussten Entwurf von Andrea Ravo Mattoni, einem Street-Artist aus der Lombardei und langjährigen Freund der Familie Cattaneo.

Doch der Schein trügt. Im Keller schlummern gegen eine Million Flaschen, Preziosen der namhaftesten Produzenten, friedlich vor sich hin, viele davon komplett in den Jahrgängen. Auch Grossflaschen wie die Primat (27 Liter) oder die Melchior (18 Liter) finden sich zuhause. Arvi, heisst es auf der Website, «verfügt über eine bemerkenswerte Sammlung von feinen und seltenen Weinen, von den besten Rot-

weinen und den besten Weissweinen bis hin zu den teuersten Weinen aus der ganzen Welt». Auf Wunsch werden hier auch Weine in einem Tresor eingelagert, wobei Temperatur und Feuchtigkeit automatisch reguliert werden und das Sicherheitskonzept gepanzerte Sicherheitstüren und Kameraüberwachung umfasst.

Arvi führt einen Onlineshop und hat Ladengeschäfte in Lugano und Zürich, wo Sommeliers Wein-Consulting machen für Menschen, die einen Weinkenner beschenken möchten oder auf der Suche sind nach der passenden Getränkebegleitung für ein Abendessen. Gibt es auch eine finanzielle Beratung für Personen, die grössere Investments tätigen wollen oder die mit Wein spekulieren? Paolo Cattaneos Haltung: «Ich werde Ihnen niemals sagen, dass Sie diesen oder jenen Wein kaufen sollen, da dieser in fünf Jahren so oder so viel wert sein wird, ich werde Ihnen einzig sagen: Kaufen Sie diesen Wein, denn die Flasche ist gut, und der aktuelle Preis stimmt.»

Auch auf den zweiten Blick ist es ein gewöhnlicher Montag in Melano. Denn wie jede Woche treffen sich hier in einem fensterlosen kleinen Raum tief im Inneren des Arvi-Hauptsitzes auch heute Mitglieder der Familie, um gemeinsam zu Mittag zu essen. Am runden Holztisch finden sich drei Generationen der Familie Cattaneo ein – nebst Paolo nehmen seine Tochter

Und auch an diesem Mittag dreht sich hier alles um den Wein, wortwörtlich. In der Mitte des Tisches steht, auf einer Drehplatte, eine Flasche Bordeaux. Nicht irgendein Bordeaux, natürlich. Denn wenn jemand wie Paolo Cattaneo Wein ausschenkt, dann ist die Wahl des Tropfens niemals zufällig. Insbesondere nicht an einem Tag wie diesem, kurz vor dem offiziellen 20. Firmenjubiläum, einem Tag, den Paolo Cattaneo bewusst ausgesucht hat, um zurückzublicken und um private und berufliche Momente mit der Tafelrunde zu teilen. Der Tochter, aber auch dem Schwiegersohn und dem Enkel ist deutlich anzumerken: Dieser Tag ist alles andere als ein gewöhnlicher Montag in Melano.

Lanessan, kein Name, um anzugeben

Am 23. März wird es zwanzig Jahre her sein, dass Paolo Cattaneo Arvi gegründet hat. Das Jubiläum und der eigene runde Geburtstag sind offenbar Grund genug für eine seltene persönliche Retrospektive. Natürlich darf ein passender Wein dabei nicht fehlen. Paolo Cattaneo hat eine Flasche Château Lanessan aus dem Haut-Médoc ausgewählt. Zuallererst springt das Etikett ins Auge, das arg in Mitleidenschaft gezogen wurde, stellenweise ist es gar unleserlich. «Gleich hier nebenan lagere ich Einzelflaschen, die wie in diesem Falle aus ästhetischen Gründen unverkäuflich sind», sagt Paolo Cattaneo und sagt damit gleichzeitig: Hier spricht ein bescheidener, achtsamer Geniesser, dem Sorgfalt und Nachhaltigkeit viel bedeuten.

Als Nächstes ein Wort zum Produzenten des Weins. Lanessan ist ein Bordeaux, ja, aber keineswegs eine *bouteille de prestige*, kein *big name*, mit dem man angeben möchte, sondern ein Name, mit dem man Kennerschaft beweist. Und dann der Jahrgang, 1983, nicht so ausgezeichnet wie das Vorjahr, heisst es, aber darum geht es dem Gastgeber nicht. Stattdessen verweist er auf die Bekömmlichkeit und die Volumenprozent. «Nach vierzig Jahren sind die Tannine abgebaut, das ist besser für die Verdauung», führt Cattaneo aus, «und der Alkoholgehalt ist nicht mehr bei 12,5 Prozent, wie zu Beginn, sondern vielleicht bei 9 Prozent.»



THE SWISS VAULT OF FINE & RARE WINES

Preziosen für Eingeweihte.

In der Tischmitte steht eine Flasche Bordeaux. Nicht irgendein Bordeaux, natürlich.

Patrizia Platz, ihr Gatte Nicola sowie einer deren beiden Söhne, der zwischen Mathematikunterricht und Deutschprüfung zum Essen nach Hause kommt. «Wein ist Gesellschaft», wird der Gastgeber später im Gespräch sagen, «er bringt die Leute zusammen.»



Reisender Barkeeper: Cattaneo vor Banksys Triptychon «Thrower (Grey)» (2019).

Arvi-Küchenchef Niccolo serviert die Vorspeise: «Fagottini di pasta ripiena di spinaci e ricotta su crema di pomodorini arancioni con maggiorana fresca e parmigiano», gefüllte Teigtaschen nach Piemonteser Art. Und ebendort, im Piemont, beginnt auch die Geschichte, die Paolo Cattaneo zu erzählen beginnt.

Cocktails im «Hassler»

Paolo Cattaneo ist in einem kleinen Dorf am Fuss der Alpen aufgewachsen. Seine Eltern führten eine Osteria, «eine kleine Beiz». Damals, in den fünfziger Jahren, gab es dort den ersten Fernseher, und so fand sich die Dorf-

gemeinde jeweils ein, um gemeinsam «Lascia o raddoppia?» zu schauen und ein Glas Wein zu trinken. Sein Vater pflegte einen guten Kontakt zu einigen Lieferanten. Diesen kaufte er jeweils in Neive Trauben ab und kelterte daraus Dolcetto, Freisa, Nebbiolo. Paolo half ihm dabei. Er erinnert sich, wie sein Vater nicht bloss die leeren Flaschen ausgewaschen und wiederverwendet hat, sondern auch die Korken: «Diese haben wir auf einem Brett über dem Feuer erhitzt und sie mit Hilfe von etwas Olivenöl wieder elastisch gemacht.»

Der Vater habe sich tagsüber um den Wein gekümmert, den er abends ausschenkte, und

daneben als Fahrer für das örtliche Postamt gearbeitet. Die Mutter stand derweil in der Küche der Osteria. «Am Samstagnachmittag fuhren meine Eltern jeweils nach Turin, um Einkäufe zu tätigen, und ich hütete alleine unser Ladengeschäft», so Paolo Cattaneo.

Nach der Mittelstufe wechselte er ins Hotelfach. Erst war er am Lago Maggiore stationiert, danach absolvierte er die Ausbildung als Kellner, erst in einem Hotel in Ligurien, danach in Castel Fusano, einem Randgebiet von Rom. Es kam der Tag, als er sich im Hotel «Hassler» vorstellen durfte, das sich direkt oberhalb der Spanischen Treppe befindet, gleich neben der Villa Medici. «Dazumal war das «Hassler» eine der drei besten Hoteladressen weltweit neben

Er mixte und schüttelte für die feine Gesellschaft, ja selbst für Königinnen und König.

dem «Peninsula» in Hongkong und dem «Pierre» in New York», so Paolo Cattaneo. Geplant war, dass der junge Kellner eine zweimonatige Vertretung wegen eines Krankheitsfalls übernimmt – doch er sollte sechs ganze Jahre bleiben. «Sie wollten mich nicht mehr gehen lassen», sagt Cattaneo, und ein verschmitztes Lächeln huscht über sein Gesicht.

Pommes frites und Gerstensuppe

Wie damals sein Vater in der eigenen Osteria, so schenkte nun der Sohn im «Hassler» ebenfalls Wein aus, vor allem jedoch Cocktails. Denn Paolo Cattaneo machte eine Karriere als Barkeeper, er mixte und schüttelte für die feine Gesellschaft, ja selbst für Königinnen und Könige. «König Konstantin II. wohnte gleich um die Ecke des Hotels und kam ab und zu mit seinen adligen Freunden vorbei», sagt Cattaneo und erzählt, wie er jeweils ins Schwitzen kam bei der Überlegung, welche Königin oder welcher Thronfolger zuerst den bestellten Drink erhalten sollte.

In Rom lernte er auch Deutsch, er nahm Privatstunden, und 1971 reiste er anlässlich der Eröffnung des Hotels «Eden» nach Lugano, dann nochmals für ein Jahr zurück nach Rom, wo er bei einem Wettbewerb der Martini-Gruppe als bester Italiener abschloss und schliesslich Zweiter wurde. Der Preis: eine Art Bildungsreise unter dem Stern der Spirituosen nach Mailand, Genua, Barcelona, Paris, London, Brüssel.

Danach ging es für den reisenden Barkeeper erneut in die Schweiz, nach St. Moritz ins Hotel «Kulm». Nochmals eine Station weiter, in Morcote am Luganersee, lernte Paolo Cattaneo seine zukünftige Frau kennen. «Ich arbeitete an der Bar im Hotel «Olivella», Pia an der Réception», erinnert er sich. Es folgte ein Angebot des «Baur au Lac» in Zürich, eine



Wenig macht so sehr Sinn in einem Dasein wie das Trinken von Wein

Es ist vielleicht wie mit der Frage, ob man sich für einen französischen oder einen italienischen Rotwein entscheiden soll. Man hält eine Flasche in der einen, die andere in der anderen Hand, betrachtet ihre Formen, ihre Bänder am Flaschenhals, die einst aus Blei waren, oder aus Wachs gar, versinkt in den Etiketten auf ihren Bäuchen, die im besten Fall eine Mischung aus einem Gedicht und einem Gemälde sind; die Entscheidung, ob man mit dem Sinn oder der Sinnlichkeit des Weines beginnen soll.

Wenig macht so sehr Sinn in einem Dasein wie das Trinken von Wein. Ich trinke jeden Abend ein Glas, manchmal mehr, nie zu wenig, eher zu viel. Es ist ein Ritual, der Tag löst sich auf im Fluidum des Weins, der frühe Abend bildet sich in ihm. Es ist eine Transition von der jüngsten Vergangenheit in eine Gegenwart, die ein ganzes Universum aus einer Flasche hervorbringt, das sich ausdehnt, das Umlaufbahnen schafft um den eigenen Planeten, der wiederum, im besten Fall, sich aufmacht in jene Galaxien, aus deren Nebel wir uns formen. Es gibt nur ganz wenig Sinnvolleres, um den Sinn und den Unsinn seines Seins zu befreien von all den kleinen Lasten, die es Tag für Tag mit sich schleppen muss. Er ist das Leben, das uns all das tägliche Sterben, all die kleinen Tode vergessen lässt.

Der Verstand verwässert sich beim Weintrinken, das ist Absicht, und öffnet, das ist wahrscheinlich das ästhetische Vermögen des Weines, den Geist für die Empfindung von allerlei Sinnlichkeiten. Die Sinnlichkeit des Weines, sein Samtenes, sein Bouquet, das ganze, wunderbare Landschaften in sich trägt, seine Schwere, die immer eine Leichtigkeit beherbergt, seine Leichtigkeit, in der wiederum eine sanfte Schwere mitschwingt, um nicht an die Ränder des Belanglosen zu gelangen, all dies ist eine zärtliche Stimulanz für die Sinne.

Keine andere, dem Menschen zugängliche Frucht hat die schönsten Orte für ihr Werden so in Beschlag genommen wie die Traube. Sie gedeiht am Hang, da und dort in lieblichen Tälern, stets der Sonne zugeneigt. Kalkhaltige Böden kreieren Weine mit viel Finesse, lehmhaltige geben ihnen Wucht.

Die Weintraube kann nur dort zur Göttin unter den Früchten werden, wo die Erde stets ein wenig Himmel ist.

Der Winzer ist der Butler der Trauben, nicht ihr Herr. Er unternimmt alles für ihr Wohlbefinden, scheidet sie, öffnet ihnen Raum, pflegt die Erde, in der sie verwurzelt sind, er erntet sie und schafft es, ihrem Verfallsprozess ein kleines bisschen ewiges Leben abzugewinnen. Dann stehen sie da, wie zuvor in Reih und Glied, abgefüllt in Flaschen, und jede einzelne von ihnen ist ein Versprechen auf einen Schluck Lebendigkeit, Geselligkeit und auf Trunkenheit auch. Wer möchte schon leben in einer Welt, die keinen Wein hervorbrächte, und wie karg, wie uninspiriert wäre sie dann.

Jeder Rausch hat seine eigene Anatomie, seine eigene Mechanik, seine eigene Geschwindigkeit, verbunden sind sie nur im Ziel; den Menschen zu sich selbst fließen zu lassen. Und nichts lässt einen eleganter in die Sphären des Rauschhaften gleiten als guter Wein. Nie ist er zu schnell oder, gar nicht gut, zu langsam, da ist keine Brutalität, keine Gewalttätigkeit, da ist nur elegante Verführung.

Die Philosophie des Rausches ist ein ganz schweres Thema. Nur im Rausch zu fühlen, nüchtern kaum zu begreifen. Wir zahlen einen hohen Preis für die Ausbeutung unseres hirneigenen Belohnungssystems. Es scheint, dass, sobald wir eine natürliche Balance zwischen Leben und Tod künstlich auf die eine oder andere Seite in Unordnung bringen, wir mit Formen des Schmerzes drangsaliert werden. Man kann daraus eines der wesentlichsten universellen Prinzipien ableiten; die unabdingbare Balance der Dinge, das Vermeiden von Extremen, die Regentschaft der Mitte.

Rausch ist eine Kunst, Trinker wissen das. Besaufen kann sich jeder. Aber nicht jeder schafft jene Reise ins Land des Elysiums, diesen Sehnsuchtsort der Seele und des Geistes. Dieser kostbare Moment des Einsseins mit sich, der Welt und den Menschen, in dem scheinbar Unsinniges Sinn macht und vermeintlich Sinniges Unsinn und beides zusammen weinselige, trunkene Sinnlichkeit ergibt. *Michael Bahnerth*

Stelle als Chef de Bar. Sein Schwiegervater jedoch hatte andere Pläne für ihn, und so landete er in der Lenzerheide, wo dieser damals vier Restaurationsbetriebe führte. «Für die Liebe gab ich meinen Job auf und arbeitete als Koch im Restaurant <Rothornpipfel>.» In anderen Worten: *Arrivederci* Champagner und Mai Tais, *servus* Pommes frites und Gerstensuppe.

1981 wurde dem Schwiegervater der Pächtervertrag gekündigt, und Paolo und Pia sahen sich gezwungen, einen neuen Arbeitsplatz zu suchen. Schliesslich wurde man in Klosters fündig und zog mit der gerade einmal einen Monat alten Tochter Patrizia ein im Bergrestaurant «Gotschnagrat» auf 2300 Metern Höhe. Zwei Jahre später kam Sohn Fabio zur Welt.

Legendäre Verkostung in Bordeaux

Zu Tisch in Melano wechseln wir an dieser Stelle zur Hauptspeise. Niccolo trägt ein saftiges Rib-Eye-Steak auf, begleitet von Kartoffelgratin und *broccolo fiolaro*, eine alte Varietät aus Norditalien, angereichert mit *olio buono* und Thymian. Patrizia erhält einen vegetarischen Teller.

In seiner Erzählung wechselt Paolo Cattaneo von der Hotellerie ins Weingeschäft. Weil er seinen Kindern den Weg zum 1500 Meter tiefer gelegenen Kindergarten nicht zumuten wollte, habe er zwischen dem Bündnerland und dem Piemont nach etwas Neuem gesucht. «Ich habe immer schon Werbung gemacht für italienische Weine», sagt Paolo Cattaneo. Seinen Gästen im «Gotschnagrat» – darunter auch Prinz Charles, Prinzessin Diana und Fergie –, die gerne Burgunder, Bordeaux und Veltliner getrunken hätten, kredenzte er etwa gerne auch mal einen Sassicaia aus der Toskana.

Er entschied schliesslich, die in Lugano ansässige Firma Badaracco zu kaufen, die mit Wein handelte und für die Schweiz Aperol produzierte. Ein Jahr später, 1988, erstand der neue Geschäftsführer das Gebäude in Melano, in dem wir uns an diesem Tag unterhalten und das damals dem Getränkeproduzenten Ramazzotti gehörte.

Zwar war der ehemalige Barkeeper auch als Produzent aktiv und begann Ratafia, einen Nusslikör auf der Basis von Grappa, zu produzieren. «Vor allem aber wollte ich mit Raritäten handeln, und deswegen flog ich für mehrere Jahre stets zwei Mal im Monat nach London, um Spitzenweine zu kaufen, die dort bei Christie's und Sotheby's versteigert wurden.» Dazwischen nahm er teil an Weinmessen in Bordeaux, Schanghai, Hongkong, an der Vinitaly in Verona, der Foodex in Tokio.

Paolo Cattaneo erzählt und erzählt. Dabei spricht er mit derselben Begeisterung über die legendäre Verkostung in der Cité du Vin (je sechs Bordeaux- und Burgunder Weine des Jahrgangs 1959, geführt von Guy Latrille, Maître de Chai des legendären Château d'Yquem), die als Initialzündung für seine



Gegen eine Million Flaschen: Cattaneo mit Tochter Patrizia (l.); im Weinlager in Melano TI.

Firma diene, wie er über Saint-Géron spricht. Hierbei handelt es sich um eine Mineralquelle in der Auvergne, an der er sich beteiligte und die sich dadurch auszeichnet, dass ihr Wasser auf natürliche Weise mit Kohlensäure versetzt ist. Eine Flasche davon steht ebenfalls auf dem Tisch, neben dem Lanesson.

Emotional wird er, als er im Jahr 2001 ankommt und beim grossen Coup: Paolo Cattaneo gelingt es, Badaracco an die Hongkonger Firma

Anlässlich des Jubiläums haben sechs Châteaux aus dem Bordeaux 300 Flaschen zur Verfügung gestellt.

A. S. Watson zu verkaufen, Teil von Li Ka-shings Milliarden-Imperium Hutchison Whampoa. Der Deal kommt notabene unmittelbar nach 9/11 zustande und damit in einer Zeit, die von grosser finanzieller Unsicherheit geprägt ist, in den USA, aber auch anderswo.

Doch die strategischen Pläne der Firma ändern sich, und so reicht Paolo Cattaneo Anfang 2002 die Kündigung ein. Sohn Fabio ist gerade dabei, eine Weiterbildung in London zu absolvieren, Tochter Patrizia arbeitet als Kunsthistorikerin in München, für ihn selbst gilt ein zweijähriges Konkurrenzverbot. «Ich zog mich zurück und fing an, Bridge zu spielen und Russisch zu lernen, und unternahm Weinreisen nach Südafrika und Südamerika.» Er erzählt von den gigantischen Schiffen im Panamakanal und von den zwei Monaten, in denen er mit seiner Frau Ecuador bereist, die Galapagos- und die Osterinseln, Chile, Argentinien, sogar den Südpol. Dabei leuchten seine Augen genauso, wie wenn

er über private Abende mit Freunden spricht, an denen jeder eine Flasche Cheval Blanc mitbringt. Vielleicht leuchten sie sogar etwas mehr.

Von der anschliessenden Gründung bis zum heutigen Tag ist Arvi kontinuierlich gewachsen. Heute werden rund sechzig Mitarbeitende beschäftigt; ein Segen für die Branche, in der heute rund 110 Firmen einander konkurrenzieren, war bekannterweise auch Corona. 2013 wurde der Hauptsitz um einen Gebäudeanbau erweitert. So wurde der Weinkeller vergrössert, Platz geschaffen für Büroräumlichkeiten, ein Datacenter unter der Leitung von Nicola Moresi, Patrizia Cattaneos Mann, und ein Lager für die Kunst: Segantinis, Banksys, die grösste Kollektion von Degas-Skulpturen, die sich in Privatbesitz befindet. Anders gesagt: Bei Arvi begegnen sich Kunst und önologische Erzeugnisse in puncto Qualität und Reputation auf Augenhöhe.

Den Aufbau der Kunstsammlung vorangetrieben haben Paolo Cattaneos Kinder. Fabio verliess 2019 allerdings Arvi, um seine eigene Weinhandlung zu gründen. Diese taufte er auf den Namen Avu, Geschäftssitz ist gleich nebenan in Paradiso. Die Traube, könnte man sagen, fällt nicht weit von der Rebe. Der Vater schweigt sich zu den Unternehmungen des Sohnes diplomatisch aus. Lieber fokussiert er auf die Feierlichkeiten in diesem Jahr.

Anlässlich des Jubiläums haben sechs Châteaux aus dem Bordeaux jeweils 300 Flaschen direkt aus den Kellerreserven zur Verfügung gestellt: Ducru-Beaucaillou, Lafite Rothschild, La Mission Haut-Brion, Léoville Las Cases, Palmer und Troplong Mondot. Jedes Set befindet sich in einer Weinkiste, deren Deckel Teil ist eines Kunstwerks von Andrea Ravo Mattoni.

Das Motiv wurde mit Hilfe von Stichwörtern der einzelnen Châteaux und dem Einsatz einer künstlichen Intelligenz erstellt. Das Werk wird am 23. März im Kunsthaus Zürich einmalig gezeigt, ehe mit den 300 Deckeln die Kisten verschlossen werden.

Passion zum Beruf ungewandelt

Vor allem aber möchte Paolo Cattaneo den Tag dazu nutzen, sich bei seiner Klientel und den Produzenten zu bedanken. «Arvi möchte Weinkultur vermitteln», sagt er, der nicht im Vordergrund stehen möchte und nur eine ganz kurze Rede vorbereitet hat. «Es gibt Leute, die vieles, was ich gemacht habe, besser machen. Ich bin lediglich ein Mensch, der seine Passion zum Beruf umgewandelt hat. Das ist alles.»

Im Rahmen des Anlasses wird auch eine Bronzeform des Tessiner Bildhauers Ivo Soldini zu sehen sein, eine Miniatur jener Skulptur, die als Vorlage diente für das Firmenlogo von Arvi und die heute auf dem Privatanwesen des Gründers am Luganersee steht. Diese war ein Geschenk der Frau und der Kinder zu dessen fünfzigstem Geburtstag. Nur Eingeweihte wissen, wem die Silhouette der Figur nachempfunden ist. Und natürlich ist jedem, der Signor Paolo Cattaneo einmal begegnet ist, klar, dass dieser niemals jemandem den Auftrag erteilt hätte, ein Abbild von ihm zu erstellen. Ein Gentleman schweigt. Und genießt.

20 Jahre Arvi: Der Kauf einer von 300 exklusiven Kisten, die jeweils sechs renommierte Bordeaux-Weine mit Jahrgang 2004 enthalten, berechtigt zur Teilnahme an der Jubiläumsfeier im Kunsthaus Museum Zürich am 23. März 2024. Infos und Informationen zu weiteren Veranstaltungen von Arvi auf www.arvi.ch

Das lustige Geschlecht

Warum sind eigentlich Männer witziger als Frauen – und ist das wirklich so?



Männer sind lustiger als Frauen, das wird gemeinhin angenommen. Neulich las ich von einer Forschung, die das offenbar stützt. In der britischen Humorstudie wurden 28 Untersuchungen mit über 5000 Teilnehmern analysiert. Dabei ging es darum, andere zum Lachen zu bringen, ohne dass die Teilnehmer wussten, ob der Humor von Männern oder Frauen stammt. In 63 Prozent der Fälle wurden Männer als lustiger eingeschätzt.

Humor ist subjektiv. Aber ja, ich muss zugeben, in meinem Leben habe ich mehr Männer getroffen, die eine angeborene Fähigkeit besitzen, mich und andere zum Lachen zu bringen, als Frauen. Sorry, liebe Ladys.

Warum ist das so? Vielleicht liegt es daran, dass Humor, nebst Fingerspitzengefühl und einer guten Beobachtungsgabe, oft Mut erfordert. Den Mut, aus der Komfortzone auszubrechen. Die lustigsten Momente entstehen, wenn Grenzen überschritten werden, sei es durch scharfe Satire, Sarkasmus oder das Spielen mit Tabuthemen.

Es braucht auch Mut zur Verletzlichkeit, denn oft gibt man sich selbst der Lächerlichkeit preis oder produziert Mimik und Gestik, die einen alles andere als attraktiv erscheinen lassen. Mut, mit Kritik umzugehen, denn es ist leicht, nicht jedermanns Geschmack zu treffen oder im falschen Moment einen Witz zu machen. Die lustigsten Menschen sind jene, die keine Angst davor haben, über alle möglichen Dinge zu spotten – wer diese Herausforderung nicht annehmen will, hält sich zurück, ist weniger spontan, was den Humor einschränkt.

Mein Eindruck ist, dass diese Eigenschaften tendenziell eher bei Männern ausgeprägt sind: Sie sind risikofreudiger, pfeifen eher darauf, was andere von ihnen denken und ob sie polarisieren; oft sind sie auch einfach überzeugter von sich selbst, was ihnen beim Sprücheklopfen zugutekommt.

Dass auch Frauen lustig sind, beweisen sie immer wieder und – vor allem im Comedy-Genre – auf höchstem Niveau. Celeste Bar-

Es braucht auch Mut zur Verletzlichkeit, denn oft gibt man sich selbst der Lächerlichkeit preis.

ber zum Beispiel ist eine Wucht. In ihrer Rolle spielt die australische Komikerin eine Art Anti-It-Girl. International bekannt wurde sie mit Parodien auf Instagram, in denen sie Promis wie die Kardashians nachahmt. Vor allem die Clips der 42-Jährigen, in denen sie Models und deren Posing imitiert und zeigt, wie das Gleiche bei unsereins, also «normalen» Frauen mit durchschnittlichen Körpern, aussieht, sind sehr witzig: Ein sehr schlankes Model macht in einem knappen, roten Bikini, der Tote zum Leben erweckt, allerlei seltsame Körperverrenkungen – offenbar soll das sexy aussehen.

Celeste, im roten, knappen Bikini, vollführt dieselben Verdrehungen, dabei drängt sich ihr Bäuchlein über das Höschen, ihr Körper hüpfelt unkontrolliert zur Musik, alles schwabbelt ein bisschen, von perfekt weit entfernt. Ich liebe diese Frau. Oder sie imitiert ein Mädels, das sich im BH und mit laszivem Blick die engen Jeans

hochzieht (das sind die Dinge, mit denen sich junge Frauen heute auf Social Media präsentieren); Celestes Kampf mit ihrer Hose, die einfach nicht über die Hüfte will, hat über zehn Millionen Views; statt verführerisch ist sie am Ende fix und fertig. Humor ist, wenn man auch über sich selbst lachen kann.

Auch die deutsche Komikerin Martina Hill bringt stets gute Stimmung ins Wohnzimmer. In einer Szene aus «Knallerfrauen» will sie im Klub einen Typen aufreissen: «Ey, willst du mit zu mir kommen, ich hab noch Kondome!» Als er meint, ihm ginge das etwas zu schnell, wiederholt sie alles in Slow Motion – ihre Mimik und Gestik: zum Brüllen. Oder Ali Wong, Stand-up-Comedian aus San Francisco. Sie ist nicht nur auf der Bühne der Hammer, auch in der Netflix-Serie «Beef», in der ein Streit zweier Autofahrer auf groteske Weise eskaliert, kommt man aus dem Schmunzeln nicht mehr raus.

Es gibt übrigens Forscher, die die besten Witze ermitteln. Der Lieblingswitz der Briten: Eine Frau steigt mit ihrem Baby in einen Bus. Der Busfahrer sagt: «Das ist das hässlichste Baby, das ich je gesehen habe!» Wütend setzt sich die Frau hinten in den Bus und sagt zum Sitznachbarn: «Der Fahrer hat mich beleidigt.» Daraufhin der Mann: «Gehen Sie ruhig nach vorne und beschweren Sie sich – ich halte so lange den Affen für Sie.»

Männer und Frauen haben das Potenzial, lustig zu sein, aber in diesem Fall stammt der Witz garantiert von einem Mann.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Konkurrenzlos ist Nolan in der Fähigkeit, kopflastige Themen als sattes Entertainment zu inszenieren.
*Wolfram Knorr,
Seite 46*



Selten nur sind die Welt und ihre Götter gerecht.

Pierre-Paul Prud'hon, La Justice et la Vengeance divine poursuivant le Crime, 1808 — Wenn ein wenig mehr Himmel auf Erden wäre, vielleicht, wer weiss, gäbe es ein wenig mehr Gerechtigkeit. Allzu selten nur sind die Welt und ihre Götter gerecht, verteilen ihr Glück nach Lust und Laune, holen die Guten und lassen die Schlechten davonkommen, so sehr, dass Gerechtigkeit auf immer ein Traum zu bleiben scheint.

Es gibt, so können wir nur hoffen, immer noch mehr Gutes denn Böses, auch wenn, fast jeden Tag ein wenig mehr, der Glaube schwinden mag ob all der Dreistigkeit, mit der das Böse und das Ungerechte voranschreiten.

So bleibt, wie immer, wenn der Mensch nicht weiterweiss, nur die Hoffnung. Dass da eine Göttin der Gerechtigkeit, die Dike, existiert und sie einfach nur unpässlich. Und dass ihre Schwester Nemesis, die Göttin des gerechten Zorns, ihr dereinst folgen wird, unverzagt. Und sie beide all der Verbrechen, der kapitalen und der scheinbar marginalen auch, all der Verbrecher und Verbrecherinnen, der grossen und der kleinen, habhaft werden. Und sich dann, nach getaner Arbeit, wachend auf eine Wolke setzen und hinunterschauen auf die so mangelhafte Welt der Menschen, bereit, sie jederzeit ein wenig zu erleichtern vom Übel.

Prud'hons (1758–1823) Leben war eines, bei dem sich Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit die Waage hielten. Er verlor seine erste Frau an den Wahnsinn, traf aber auf eine Geliebte, die ihn finanzierte und die ihm die Möglichkeit verschaffte, Kaiserin Joséphine zu malen. Später sorgte sie dafür, dass er Zeichenlehrer von Marie-Louise von Österreich wurde, der zweiten Frau Napoleons, jener, die auf Joséphine folgte. Joséphine, die Kapriziöse, hatte alles, bis auf die Fähigkeit, Kinder zu bekommen, vielleicht ist das nur gerecht, vielleicht ist das der Preis der Gerechtigkeit.

Michael Bahnerth

So frisch wie am ersten Tag

Zum 100. Geburtstag des Verlags legt Zsolnay Franz Werfels «Verdi»-Roman neu auf. Es ist ein erstaunlich aktueller Leckerbissen, bei dem es auch um Richard Wagner geht.

Wolfgang Koydl

Franz Werfel: Verdi. Roman der Oper.
Zsolnay. 480 S., Fr. 39.90

Für Verdi muss man keine Werbung machen: Seine Opern sind auf den Spielplänen der Opernhäuser in aller Welt präsent. Seine Arien haben den Wiedererkennungswert populärer Evergreens, mehrere Opern wurden verfilmt, auch bei Youtube und Spotify gehören «Rigoletto», «La Traviata» oder «Aida» zu rekordverdächtigen Dauerbrennern.

Das war nicht immer so. Vor hundert Jahren schreckten deutsche und österreichische Operndirektoren und Kapellmeister vor dem Maestro zurück. Zum einen schwang noch der Hass auf Italien mit, das Land, das im Weltkrieg die Seiten gewechselt hatte und vom Verbündeten zum Feind geworden war. Und dann klangen auch Hohn, Herablassung und Häme nach, die «nordische» Musikliebhaber Ende des letzten Jahrhunderts über Verdi ausgegossen hatten.

Verlag als Glücksgriff

Als banal, süsslich und trivial hatte man seine Musik geschmäht, minderwertig im Vergleich zu den «philosophisch-reflektierten» Klängen etwa eines Richard Wagner. Es war die Neuauflage eines Streits vom Anfang des Jahrhunderts, als man im Unterschied zwischen der Musik Beethovens und der Rossinis charakterliche Unterschiede zwischen den beiden Völkern erkennen wollte. Entsprechend ätzend fiel die Kritik an Verdi aus. Er sei «ein Komponist, der nicht begriffen hat, was eine Oper sein sollte», urteilte – zeittypisch – der *Hannoversche Anzeiger* über den «Rigoletto». Knapper fasste Richard Strauss sein Urteil über «Aida» zusammen: «Scheusslich. Indianermusik.»

Zur Ehrenrettung setzten ausgerechnet zwei Juden aus dem einst österreichischen Böhmen an: Der Schriftsteller Franz Werfel und ein wohlhabender junger Mann, der aus Lust und Laune im Inflationsjahr 1924 in Wien einen Buchverlag begründete: Paul Zsolnay. Das erste Buch, das er verlegte, war Werfels «Verdi», den er einen «Roman der Oper» nannte und der wesentlich

dazu beitrug, den Grossmeister wieder zurück auf die Bühnen zu bringen.

Für den jungen Verleger erwies sich «Verdi» als Volltreffer. Bis 1933 wurden 250 000 Exemplare verkauft, und der Erfolg lockte andere Spitzenautoren zu dem neuen Verlag, sowohl deutsche als auch ausländische. Heinrich Manns «Untertan» erschien bei Zsolnay sowie Werke von H. G. Wells, Max Brod oder Theodore Dreiser. Zeitweilig hatte Zsolnay vier Literaturnobelpreisträger gleichzeitig unter Vertrag: John Galsworthy, Pearl S. Buck, Sinclair Lewis und den heute vergessenen Roger Martin du Gard.

Als er nach der Nazidiktatur den Verlag 1946 wiedergründete, bewahrte sich Zsolnay seine glückliche Hand bei der Auswahl der Autoren. Im britischen Exil hatte er Graham Greene kennengelernt, später kamen John le Carré und aus den Vereinigten Staaten Stephen King hinzu. Der Aufлагengott der Bonner Republik, Johannes Mario Simmel, fand seine verlegerische Heimat bei Zsolnay ebenso wie Brigitte Schwaiger mit ihrem Bestseller «Wie kommt das Salz ins Meer».

Zum 100. Geburtstag des Verlagshauses bringt Zsolnay eine Neuauflage des «Verdi» heraus. Nun braucht der Komponist, wie gesagt, heute keine Fürsprecher mehr. Dennoch erweist sich die Wahl des Verlags als Glücksgriff. Nicht nur, weil er damit den zu Unrecht fast vergessenen Autor Werfel wieder ins Gedächtnis ruft, nicht nur, weil man viel über Musik im Allgemeinen und die Oper im Besonderen lernt, und nicht

nur, weil man bei der Lektüre immer wieder glücklich der Versuchung erliegt, auf Youtube hineinzuhören, worüber gerade geredet wird. Vor allem aber ist die Neuauflage ein Glücksgriff, weil das Buch aktuell geworden ist.

Werfel war begeisterter Verdianer, der die Libretti von «Macht des Schicksals», «Simon Boccanegra» und «Don Carlos» ins Deutsche übersetzte. In seinem Roman beschreibt er den Gegensatz zwischen Verdi und Wagner: Hier der

Hier der Titan der italienischen Oper. Dort der radikale, tiefsinnige Neuerer aus Deutschland.

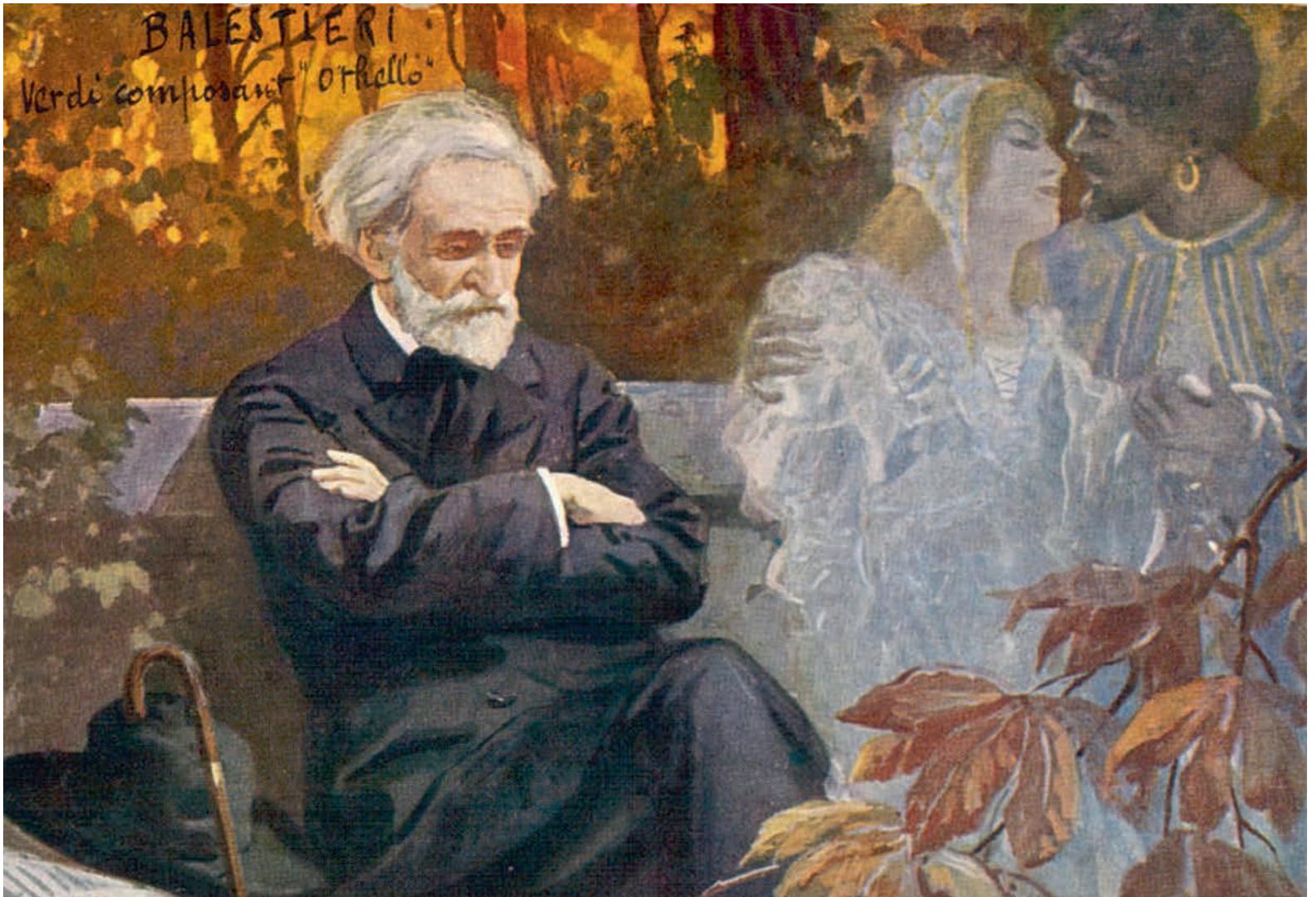
Titan der italienischen Oper, dessen Werke jubelt und auch von jenen Leuten auf der Strasse gesungen, gesummt und gepfiffen wurden, die sich eine Oper nicht leisten konnten. Dort der radikale, tiefsinnige Neuerer aus Deutschland, bei dem schon früh die Person mit dem Werk verschmolz und dessen Anhänger sich um ihn scharten wie um einen Kult.

Werfel beschreibt einen fiktiven Aufenthalt Verdis in Venedig zur Jahreswende von 1882 zu 1883, als sich Wagner tatsächlich in der Stadt aufhält. Der Italiener steckt in einer Sinn- und Schaffenskrise. Man vergleicht ihn unvoreilhaft mit Wagner, er hat seit zehn Jahren keine Note mehr veröffentlicht, und er quält sich an einem Opus nach Shakespeares «König Lear» ab. Selbstzweifel zerfressen ihn, und sie werden verstärkt von der arroganten Selbstsicherheit des Rivalen. «Wie durfte er sich mit Wagner messen», grübelt Verdi, «der mit seiner ersten Note schon das getan hatte, was er noch immer nicht zu tun verstand?» Ein «Lohengrin»-Klavierauszug liegt unberührt in der Schublade, Verdi wagt es nicht, ihn anzusehen.

Dennoch will er Wagner treffen, mit ihm sprechen. Eigentlich. Aber immer wieder weicht er im letzten Augenblick zurück, verlässt ihn der Mut. Als er sich dann doch durchringt, das deutsche Genie in seiner Wohnung im Palazzo Vendramin-Calergi zu besuchen, erreicht ihn die Nachricht vom Tode Wagners – die immerhin



„Selber Schuld, wenn du den Kindern die Bowlingmeisterschaften im Fernsehen anstellst.“



«Komponieren ist Irrtum»: Giuseppe Verdi (1813–1901).

eine positive Folge hat: Verdis Schreibblockade verfliegt, er verbrennt das «Lear»-Manuskript und macht sich an die Arbeit für sein gefeiertes Spätwerk – den «Otello» und den «Falstaff».

So frisch wie am ersten Tag

Seine Aktualität bezieht das Buch allerdings aus einem anderen Grund. Verdis Leben und Werk umspannten das 19. Jahrhundert – geboren 1813, gestorben 1901. Es war ein Säkulum umstürzender Veränderungen – vom Ende Napoleons bis zum Aufstieg der USA zur neuen Grossmacht. Seine ersten Kompositionen, so sinniert Verdi an einer Stelle, brachte er im Schein von Talglütern zu Papier, nun ersetze zunehmend elektrisches Licht die Gasleuchten.

Die Umwälzungen dieses Jahrhunderts waren nicht weniger dramatisch als jene, die wir erlebten und immer noch erleben. Und mit siebzig, Verdis Alter in Werfels Buch, pendelt der Mensch zwischen nostalgischer Wehmut für die Vergangenheit und bangem Grauen vor der Zukunft.

Aber auch musikalisch war Verdi eine Jahrhunderterscheinung. Stand er anfangs noch in der Tradition der Belcanto-Oper Donizettis,

Rossinis oder Bellinis, überwand er sie schliesslich und führte das Genre an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Doch der Visionär, der Revolutionär war ein anderer – Wagner. «Der «schwere», «tiefe» Deutsche sprang lachend über die Vergangenheit hinweg», schreibt Werfel. «Er aber, der «heitere», «seichte» Italiener, er lag in schweren Erinnerungen.» Er sei «der letzte Italiener»: «Nun verspeiste das menschenfressende Jahrhundert auch ihn.»

Dennoch verschloss sich Verdi nicht der Zukunft, nicht einmal in einer noch radikaleren Form, wie Werfel andeutet. Der Autor lässt den

«Melodien sind. Sie können nicht hervorgebracht werden, sondern nur entdeckt.»

alten Maestro dem jungen deutschen Musiker Fischböck begegnen, einem Protagonisten der atonalen, der Zwölftonmusik. Als Vorbild diente Werfel vermutlich sein Zeitgenosse Josef Matthias Hauer, ein Schüler Arnold Schönbergs.

Krank und ärmlich fristet Fischböck mit Frau und Kind ein kümmerliches Dasein in Venedig.

Aber er ist durchdrungen von seiner Mission, die Musik von den Fesseln der Harmonien und Melodien zu befreien. Verdi kann mit seinen Klavierstücken nichts anfangen. Vielleicht sei er zu alt, um diese Musik zu verstehen, gibt er zu. Aber er räumt ein, dass sie irgendwann, im kommenden Jahrhundert, von jedermann akzeptiert werden könnte.

In diesem Punkt freilich haben sich der fiktive Verdi und der reale Werfel geirrt. Die Zwölftonmusik hat sich nirgends durchgesetzt. Nur Kritiker, Musiktheoretiker und die Komponisten selbst förderten sie vor allem in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg als angeblich «antifaschistische» Musikform des Widerstands gegen die totalitären Systeme in Rom, Berlin und Moskau. Gehört, geschweige denn genossen, wird sie selten bis gar nicht.

Verdis Musik aber ist so frisch wie am ersten Tag, seine Werke sind buchstäblich «grosse Oper» – bombastisch, opulent, ergreifend. Und auf seine Melodien trifft zu, was Werfel seinem Helden in den Mund legt: «Komponieren ist Irrtum. Melodien sind. Sie können nicht hervorgebracht werden, sondern nur entdeckt.» Und wer pfeift schon das Tristan-Motiv?

Freiester aller Freidenker

Daniel Weber

Volker Reinhardt: Der nach den Sternen griff. Giordano Bruno. Ein ketzerisches Leben. C. H. Beck. 352 S., Fr. 44.90

Was dem Mann vor 500 Jahren widerfuhr, tönt heute wieder ungemütlich vertraut: Er wurde als Querdenker diffamiert, seine Vorträge an Universitäten wurden gestört oder verboten, eine akademische Karriere wurde ihm verwehrt. Erspart bliebe Giordano Bruno heute nur sein fürchterliches Ende: Am 17. Februar 1600 wurde der Priester, Philosoph und Dichter auf dem Campo de' Fiori in Rom als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Der Historiker Volker Reinhardt zeichnet den Lebensweg eines Mannes nach, der gegen alle Tabus seiner Zeit versties. Für Reinhardt ist

«Der Mensch, die Natur, der Kosmos, Gott – alles muss neu untersucht und ausgemessen werden.»

Giordano Bruno «der freieste aller Freidenker, intellektueller Anarchist und Albtraum aller Orthodoxiewächter». Auf der Suche nach einem Ort, wo er ungehindert denken, schreiben und veröffentlichen konnte, zog Bruno durch ganz Europa, aber überall wurde er abgelehnt. Er

stiess meist «auf eisige Dialogverweigerung» und wurde immer wieder vertrieben. Am Ende geriet der Rebell in die Fänge der römischen Inquisition, die ihn in einem «kühl kalkulierten Justizmord» öffentlich hinrichtete.

Unter Beobachtung

Der 1548 geborene Nolaner, so nannte er sich selbst nach seinem Herkunftsort Nola in der Nähe von Neapel, wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Als Siebzehnjähriger trat er in den Dominikanerorden ein und begann im Kloster in Neapel seine Ausbildung zum Priester – ein anderes Studium hätte sich die Familie nicht leisten können. Wie er vom Vorzeigezögling, der mit seinem phänomenalen Gedächtnis sogar Papst Pius V. verblüffte, zum Zweifler am Glauben wurde, lässt sich nicht genau belegen. Brunos Äusserungen zu jener Zeit stammen aus den Verhören der Inquisition, in denen er sich taktisch verhielt, um die Ketzereivorwürfe zu entkräften. Fest steht, dass er verbotene Bücher las und als Verdachtsfall unter der Beobachtung der Inquisition stand.

Mit 28 Jahren legte Bruno das Ordenskleid ab und begann seine sechzehn Jahre dauernde Odyssee, die ihn zuerst durch norditalienische Städte und dann nach Genf führte. Aber so wie mit den katholischen Dogmatikern überwarf er sich auch mit den nicht weniger dogmatischen Calvinisten, deren Prädestinationslehre er als menschenverachtend ablehnte. Dass er einem Philosophiedozenten hundert Fehler in einer einzigen Vorlesung nachwies, trug ihm ein Verfahren wegen übler Nachrede ein.

Nach ein paar Monaten zog Bruno weiter, machte Station in Toulouse und Paris, bevor er nach England übersetzte. Eine Auswahl weiterer Stationen auf seinem Weg: Oxford, London, Mainz, Frankfurt, Wittenberg, Prag, Tübingen und Zürich. Nirgends blieb der Kämpfer gegen jede Autorität länger als zweieinhalb Jahre. In der Welt der Gelehrten war er bekannt und für seine Schmähchriften berüchtigt, an den Hochschulen machte sich der Selbstdenker mit seinem missionarischen Eifer unbeliebt.

Über sich selber schrieb er: «Der Nolaner hat den Geist des Menschen und sein Erkenntnisvermögen, das im beklemmenden Kerker der Lufthülle eingezwängt war, befreit.» Seine sprachmächtigen Texte verspotteten alle Autoritäten. Laut Reinhardt war schon sein erstes Hauptwerk, die Komödie «Kerzenmacher», ein «umfassendes Unglaubens-Bekenntnis und zugleich ein Forschungsauftrag: Der Mensch, die Natur, der Kosmos, Gott – alles muss neu untersucht und ausgemessen werden, weil alles vermeintliche Wissen Tand ist.»

Bruno trat öffentlich für das heliozentrische Weltbild des Kopernikus ein, er sah die Erde nur als Staubkorn im unendlichen Universum, in dem es auch bessere Himmelskörper mit glücklicheren Lebewesen geben könne. Und da das Leben ständige Veränderung und Verwandlung bedeute, betrachtete er auch die Zeit als unbegrenzt und leitete daraus das Konzept der Seelenwanderung ab.

Er tat dies, wie Reinhardt schreibt, mit zunehmender Verbissenheit. «Bruno trat in seinen Texten und in der Öffentlichkeit immer häufiger als einsamer und verkannter Visionär von unerreichter Geisteshöhe auf.» Bruno überwarf sich aber nicht nur mit den kirchlichen Autoritäten. Seinem unsystematischen Weltbild konnten auch Wissenschaftler nichts abgewinnen. Für den Dänen Tycho Brahe etwa, den bekanntesten Astronomen seiner Zeit, waren Brunos Theorien «null und nichtig», blosser Spekulation.

Sieben Jahre im Kerker

Nach seinen europäischen Wanderjahren liess sich Bruno in Venedig nieder. Er logierte bei einem Bürger, der ihn als Privatlehrer beschäftigte – und bei der Inquisition denunzierte. Die Verhörprotokolle zeigen einen zerknirschten, demütigen Mann, der bereit, dass er im philosophischen Eifer Dinge vertrat, die gegen den katholischen Glauben versties. Seine Strategie der Selbstverleugnung ging jedoch nicht auf. Die venezianischen Inquisitoren überstellten ihn an die Inquisition in Rom, in deren Kerker er fast sieben Jahre lang schmorte, bis schliesslich mit einer zweifelhaften Begründung das Todesurteil gefällt wurde.



Intellektueller Anarchist: Giordano Brunos Statue auf dem Campo de' Fiori in Rom.

Obwohl die Quellen, an die sich Volker Reinhardt strikt hält, lückenhaft sind, gelingt ihm in seiner Biografie ein facettenreiches Bild des Nolaners wie auch der Vertreter von Kirche und Staat mit ihren unterschiedlichen Motiven und Interessen. So entsteht ein lebendiges Panorama einer Zeit, in der kein Platz war für einen, der die vermeintlich ewigen Wahrheiten nicht anerkannte.

Verborgene Schätze

Sylvie-Sophie Schindler

Mirna Funk: Von Juden lernen.
DTV. 160 S., Fr. 27.90

Hört es jemals auf? Der Gazastreifen steht im Zentrum eines blutigen Kriegs, und das bereits zum fünften Mal innerhalb der letzten zwanzig Jahre. Ein Landstrich als Dauerkonfliktherd. Wobei auch fast reflexartig Antisemitismusdebatten hochkochen. Daher tut es dringend not, sich dem zuzuwenden, was das Judentum an Schätzen in sich birgt.

Die Autorin und Philosophin Mirna Funk, 1981 in Ostberlin geboren, schreibt bei *Vogue online* seit sechs Jahren über ihr jüdisches Leben. Ihr Debütroman «Winternähe» erhielt den Uwe-Johnson-Förderpreis, das Sachbuch «Who Cares!» wurde ein Bestseller. In der DDR wuchs Mirna Funk zunächst ohne jüdische Traditionen auf, als Tochter einer nichtjüdischen Mutter und eines jüdischen Vaters. Für sie ging es irgendwann darum, «überhaupt erst zu verstehen, was Judentum ausser Holocaust eigentlich bedeutet». Sich also «erst mal von all dem

Für sie ging es darum, «überhaupt zu verstehen, was Judentum ausser Holocaust eigentlich bedeutet».

loszusagen, was gemeinhin mit dem Jüdischen assoziiert wird: Antisemitismus, Shoah, der arabisch-israelische Konflikt».

In «Von Juden lernen» streift Mirna Funk essayistisch durch acht Theorien der jüdischen Ideengeschichte, unter Bezugnahme auf diverse jüdische Denker, und zeigt deren Relevanz für das Heute auf. Man würde fehlgehen, wenn man von einem philosophischen Ratgeber spräche, zugleich schält die Autorin auf ihrer Spurensuche das Lebenspraktische deutlich heraus. Anders gesagt, ihr gelingt es, das im Heute Anwendbare aus der ältesten der monotheistischen abrahamitischen Religionen zu extrahieren – zwar mit einer übertriebenen Vorliebe für Anglizismen, aber stets flott und kokett.



Flott und kokett: Autorin Funk.

Wahr ist sicher, dass viele Erkenntnisse, die dargelegt werden, auch aus anderen Kulturen und Philosophien vertraut sind – aber ist nicht genau das letztlich irrelevant? Verbindet nicht gerade das die Menschen, dass sie unabhängig von Religion und Herkunft zu verwandten Schlüssen kommen? Im Judentum gehört dazu unter anderem *machloket*, das «Richtig-Streiten-Lernen», und *eser kenegdo*, was meint, «den Partner als echte Antwort» zu verstehen. Wesentlich ist auch *tikkun olam*, der Antrieb und die Notwendigkeit, die Welt zu verbessern.

Wie gewohnt nimmt Mirna Funk kein Blatt vor den Mund. So lesen sich die 160 Seiten mitunter auch als Provokation, etwa wenn sie über «deutsche Männer» lästert. Was das da zu suchen hat, versteht man nicht unbedingt, steht es doch konträr zu dem von ihr ausgeführten Grundsatz *lashon hara*, dem Verbot der üblen Nachrede. Solche Widersprüche tauchen immer wieder auf, aber das löst sie auf, indem sie geistige Flexibilität als jüdische Tugend interpretiert und auch vom Leser verlangt.

Dass sie auch über Sex spricht, ist naheliegend – in der *Cosmopolitan* ist Mirna Funk seit 2021 Sex-Kolumnistin. Mit diesem Thema hat sie auch deshalb keine Berührungsängste, weil

sie Jüdin ist. Ihr zufolge gibt es weniger Hemmungen, weniger Getue unter Juden, wenn es um sexuelle Belange geht, weil dieses Bedürfnis gleichgesetzt ist mit dem Bedürfnis nach Essen und Trinken. Zitiert wird dazu ein Rabbiner aus dem 18. Jahrhundert: «Mann und Frau dürfen tun, was immer sie wollen. Sex ist nicht schmutzig oder schändlich. Sex zwischen einem Mann und seiner Frau ist Torah und Gebote.» Was bedeute, er sei auch spirituell.

Rückkehr des Messias

Das arg Schematische, in das die Autorin bisweilen hineinrutscht, bereitet ein gewisses Unbehagen. Auch weil sie immer wieder Vergleiche zum Christentum zieht, und zwar derart, als wäre das eine rückständige Glaubensgemeinschaft, die in vielerlei Hinsicht verklemmt und träge ist. Christen würden im Grunde nur auf die Rückkehr des Messias warten und quasi die Hände in den Schoss legen. Eine Lebenshaltung, die für Juden nicht in Frage käme. Auf diese Vergleiche zu verzichten, hätte dem Buch besser getan. Sie nehmen den jüdischen Weisheiten ein Stück weit ihre Kraft. Trotzdem wird die Neugierde geweckt, sich noch tiefer damit beschäftigen zu wollen.

Hälfte des Lebens

Gerhild Heyder

Anna Enquist: Die Seilspringerin.
Aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers.
Luchterhand. 304 S., Fr. 33.90

Eine hohe Mauer wird abgerissen, das darauf gemalte Kunstwerk, ein seilspringendes Mädchen, stürzt mit den Ziegelbrocken in die Tiefe und löst Trauer und Bestürzung bei den stehengebliebenen Passanten aus. Auch bei Alice Augustus, einer erfolgreichen Komponistin Ende dreissig, die das Geschehen am Bildschirm verfolgt. Mit dieser Szene beginnt der neue Roman der Niederländerin Anna Enquist. Das Motiv wird sich in Alices Seele eingraben und zum Schlüsselbild ihrer verdrängten Verletzungen und Geheimnisse werden.

Alice ahnt durchaus, warum sie so verstört ist vom Anblick der Zerstörung. Das Kunstwerk ist dabei zweitrangig, das kleine Mädchen drängt in den Vordergrund. Und nach und nach entfaltet sich das persönliche Drama der Komponistin, das sie nie jemandem anvertraut hat, auch nicht ihrem Ehemann – nur ihrer besten Freundin aus Kindertagen. Um Erfolg und Anerkennung musste sie seit ihrer Kindheit kämpfen, ein sich ungeliebt fühlendes Mädchen, das so gar nicht den Vorstellungen der Eltern entsprach. Auf den ganz grossen Durchbruch als Komponistin wartet sie noch immer, unterdessen verdient sie ihr Geld unter Pseudonym mit dem Schreiben von Werbe-Jingles.

Unterdrückte Vergangenheit

Doch die Gedanken und Gefühle der fast Vierzigjährigen werden beherrscht vom schier übermächtigen Wunsch, Mutter zu werden, und dafür nimmt sie alle damit verbundenen physischen und psychischen Torturen in Kauf. Mark, ihr Mann, unterstützt sie, obwohl er, der erfolgreiche Finanzjurist, sich sein Leben auch weiterhin ohne Kinder vorstellen kann. Alice

*Man möchte die Protagonistin
manchmal schütteln und dann
wieder tröstend in den Arm nehmen.*

versucht, die obsessiven Gefühle zu rationalisieren, indem sie immer wieder zweifelnde Gewissensforschung betreibt: Würde ein Kind nicht stören bei der Musik? Ist sie nicht schon zu alt für diese Aufgabe? Muss man sich nicht beidem voll und ganz widmen – der Arbeit wie auch der Mutterschaft?

Es hilft nichts, auch nicht die Beschäftigung mit ihrem Lieblingskomponisten Joseph Haydn, dem ebenfalls unfreiwillig Kinder-



Mühevolle Eleganz: Autorin Enquist.

losen. Noch nicht einmal der endlich eintreffende grosse Auftrag kann den nagenden Schmerz zum Schweigen bringen: Alice Augustus ist ausgewählt worden, zum Hundertjahr-Jubiläum des Königlichen Symphonieorchesters ein Stück zu komponieren. Den Titel hat sie schnell gefunden: Das Stück wird «Abriß» heissen.

Und inmitten all der Geschäftigkeit drängt die unterdrückte Vergangenheit ans Licht, die erste grosse Liebe der jungen Musikstudentin zu dem vierzig Jahre älteren Lehrer und die daraus resultierende Tragödie. Der Geliebte macht sie mit dem Hölderlin-Gedicht «Hälfte des Lebens» bekannt, das damals sein Leben bestimmte und heute ihres: «[...] Weh mir, wo nehm' ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen, und wo / Den Sonnenschein, / Und Schatten der Erde? / Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen.»

Anna Enquist, ausgebildete Pianistin und Psychoanalytikerin, gelingt es mit scheinbar

mühevoller Eleganz, die verschiedenen Ebenen des Romans zu verschränken und die herumfliegenden Puzzleteilchen zu einem Gesamtbild zu fügen. Die erlernten Berufe der inzwischen 78-Jährigen kommen ihr beim Schreiben zugute – in wenigen Worten wirft sie eine ergreifende, tiefgründige Beschreibung vom Hintergrund und von der Wirkung von Haydns Sonate in Es-Dur aufs Papier, so direkt ins Herz gehend, dass man das Werk sofort hören möchte. Auch ihre gesprächsweise kurze Charakteristik dreier Musiktitane lädt zum Nachdenken und Neu-Hören ein: «Schön, nicht? Meistens ist Beethoven böse. Mozart ist lieblich. Und Haydn?» «Menschlich. Immer.»

Sachlich beobachtend, ohne Sentimentalität und gänzlich wertfrei gibt sie das ganze Spektrum widersprüchlicher Gefühlsaufwallungen ihrer Protagonistin wieder, die man manchmal schütteln möchte und dann wieder tröstend in den Arm nehmen – auch das sehr menschlich. Dass Alices Herzenswunsch dann doch noch –

beinahe nebenbei – erfüllt wird, als sie den Gedanken eigentlich schon aufgegeben hat, fällt zusammen mit der Arbeit am Auftragswerk für das Königliche Symphonieorchester. Und das könnte möglicherweise ungeahnte Probleme aufwerfen. Vielleicht liegt mitunter ein tieferer Sinn in der Unerfüllbarkeit von Sehnsüchten?

Moralitis führt zum Willkürstaat

Cora Stephan

Michael Andrick: Im Moralfängnis. Spaltung verstehen und überwinden. Westend. 160 S., Fr. 28.90

Für Soldaten früherer Zeiten – aber wer weiss: vielleicht noch heute – war es von existenzieller Bedeutung, dass beide Seiten einander respektierten. Eine Herabsetzung des Gegners verringert die eigene Grösse. Am Gegner muss der Krieger selbst sich messen können. Das geht nicht, wenn er den anderen wie Ungeziefer behandelt. So lautet das alte Prinzip der «Justifizierung» des Feindes (von *iusus hostis*, der gerechte Feind). Man respektiert den Feind, weil man im nächsten Moment davon abhängig sein könnte, auf dessen Respekt setzen zu müssen.

Es gibt hier kein «Gut gegen Böse», sondern Sieg oder Niederlage. Und kaum etwas war tödlicher als die Moralisierung des Krieges – also genau dies: den Gegner als das absolut Böse zu bezeichnen, der vernichtet gehört. Das verlängert Schlachten ins Unendliche.

Doch nicht nur in Kriegsangelegenheiten ist das Moralisieren von höchster Sprengkraft. Auch in einer Gesellschaft, in der «Moralitis» herrscht. So analysiert Michael Andrick unsere einst offene Gesellschaft, die mittlerweile zu einem «Moralfängnis» geworden sei. Und es stimmt ja, bei Corona wie im Fall des Ukraine-Krieges war die Diskussion moralisch aufgeladen: Hier die Corona-Leugner, dort die Putin-Versteher. Es gilt: verurteilen, nicht verstehen.

Wie soll man da zurückkehren zu einer «angstfreien Diskussionskultur»?

Michael Andricks Analyse der Moralitis beginnt eher sanft, didaktisch, führt ein ins Panikregiment und seine Auswirkungen und erklärt, worin die «Spaltung» der Gesellschaft besteht und wodurch sie entsteht: durchs Mitmachen der vielen. Meinungsverschiedenheiten allein erklären das nicht, sondern vielmehr die Vorstellung, die insbesondere in Deutschland virulent ist, man dürfe sich nicht streiten, sondern müsse den seligen Zustand eines Konsenses erreichen. «Spaltung ist die Infektion der Kommunikationswege mit dem Virus der Moralisierung.» Das habe «die poli-

tische Diskussion zu einem wahnhaften Treiben verkommen lassen, das den Kontakt zu den Tatsachen der Gesellschaft und des Lebens vollkommen verliert». Die Folge: ein moralisches Sendungsbewusstsein, das den Namen Fundamentalismus verdient.

Verhuzung der Sprache

Und daran arbeitet sich der erst so sanfte Philosoph mit Verve ab. Im Kapitel über «Volks-erziehung im Moralfängnis» werden die einschlägigen Propagandaerzählungen seziiert. Wie etwa die Behauptung der Regierung, die «Demokratie» sei zu «schützen» vor der «Delegitimierung des Staates», vor «Hass und Hetze» oder «Wissenschaftsleugnung». Also werden Hunderte von «Demokrati-schützern» eingekauft, deren «Faktenchecker» «Gesinnungsprüfung» und «Meinungs-repression», kurz: nichts anderes als Zensur betreiben. Hilfstruppen sind jede Menge «Meldestellen» etwa für Antifeminismus oder sonstige Denkverbrechen. «Ein Staat jedoch, der Ge-

Hier die Corona-Leugner, dort die Putin-Versteher. Es gilt: verurteilen, nicht verstehen.

sinnungsspekulationen juristisch institutionalisiert, ist auf dem Weg von einem Rechtsstaat hin zu einem Willkürstaat.»

Ähnlich willkürlich ist die von oben implementierte Verhuzung der Sprache durch Gendern oder gar «gerechte Sprache». Andrick spießt die blödsinnigsten der Sprechverrenkungen auf und nennt das «politische Heimtücke». Nach seiner unnachsichtigen Analyse der «moralischen Kriegserklärungen» im Namen «westlicher Werte», einer «regelbasierten Ordnung» und des «Digital Services Act» glaubt der Leser nicht mehr an eine Wendung zum Guten, die Andrick zum Schluss verkündet. Respekt (allerdings nicht à la Scholz) als Gegengift zur Moralisierung: «Wer seine Mitbürger respektiert, der würdigt sie als gleichberechtigt mit sich selbst zur Teilnahme an Diskussion und Entscheidungsfindung.»

Das wird unserer obwaltenden deutschen Regierung wohl nicht mehr gelingen.



Die Bibel

Von der Überredung zur Überzeugung

Du hast mich überredet, Herr, und ich habe mich überreden lassen; du bist stärker als ich, und du hast gewonnen; den ganzen Tag lang bin ich ein Gespött (Jeremia 20,7). – Wo Überredung nötig ist, bestehen Widerstände. Jemand will mich überreden, ein Projekt zu unterstützen. Ich zögere, weil ich das Projekt für nutzlos halte. Oder weil ich meine Mittel für etwas anderes ausgeben will. Vielleicht lasse ich mich überzeugen. Das wäre immerhin besser, als bloss überredet zu werden. Bin ich überzeugt, so kann ich selber als Verfechter der Sache auftreten. Würde ich bloss überredet, dann hängt meine Haltung von dem ab, der mich überredet hat. Mit Überredungskünsten lassen sich Anhänger gewinnen – mit den heutigen Kommunikations- und Multiplikationsmitteln ganze Völkerstämme in einem Aufwasch. Oft halten sich Überredete für Überzeugte und entwickeln sogar Hirnreflexe, um sich selbst zu zensurieren. Hier steckt eine wesentliche Wurzel der Horden- und Fraktionsbildung in den modernen Gesellschaften. Mit Andersdenkenden will man nicht reden. Oder vielleicht kann man gar nicht mehr.

Überreden lassen darf man sich nur von einer Person, der man vollumfänglich vertraut. Der Prophet Jeremia liess sich von Gott überreden. Das begann schon bei der Berufung, als er sich drücken wollte. Nachdem er das Mandat dann doch angenommen hatte, fand er es derb gesagt manchmal scheisse. Den ganzen Tag musste er Gespött ertragen. Trotzdem blieb er dabei. Dass er Erfolg hatte, kann man nicht behaupten. Er war Zeuge einer andern, der göttlichen Sicht, war also schliesslich nicht nur überredet, sondern überzeugt. Ehe es so weit war, hatte er mit inneren Zerreihsproben zu kämpfen. Solche tragen zur Erhellung bei und sind heilsam. Wir brauchen mehr davon, um den Blick auf die Verhältnisse und die Ereignisse zu schärfen.

Peter Ruch

Achterbahnfahrten durch Vorstellungswelten

Mit sieben Auszeichnungen für «Oppenheimer» triumphiert Christopher Nolan bei den Oscars. Zu Recht! Der Kino-Magier gehört zu den interessantesten Regisseuren unserer Zeit.

Wolfram Knorr

Die Welt und ihre Menschen sind monströs, irre, verquer. Wie dieser Physiker, der als «Vater der Atombombe» zur Ikone der amerikanischen Gesellschaft geworden war, um später, wie Henry James' John Marcher aus «Das Tier im Dschungel», von einer Bestie angefallen zu werden, dem Antikommunismus. Der Film «Oppenheimer» (Weltwoche Nr. 30/31, 2023), in diesem Jahr mit sieben Oscars ausgezeichnet, wurde zum Triumph des gebürtigen Briten Christopher Nolan, 53, der neben Denis Villeneuve und Quentin Tarantino der eigenwilligste Filmmacher auf internationaler Bühne ist.

Konkurrenzlos ist er in der Fähigkeit, kopflastige Themen als sattes Entertainment zu inszenieren, sie mit Stars zu besetzen, auf zu viel Tricktechnik zu verzichten und mit Imax-Kameras, den grössten, das Firmament aufzureissen. Sein Œuvre umfasst zwölf Filme, schneidend scharfe, bizarre, komische, immer aufglühende Traumbilder «nolanesken» Wahnsinns.

Da blickt etwa einer auf die Leiche, die vor ihm liegt, und auf einmal fliesst das Blut an der Wand nach oben; und eine Knarre, die auf dem Boden liegt, fliegt dem Mann in die Hand. Leidet der Kerl, der das wahrnimmt, an einer psychischen Störung, oder steht die Welt auf dem Kopf? Lläuft der ganze Schlamassel einfach rückwärts? Ein Thriller als Wirt-Spiel mit wirrem Sinn? «Memento» (2000) war der zweite Spielfilm Nolans und wurde, trotz oder gerade wegen der Verrücktheit, zur Startrampe für seine Blockbuster-Karriere.



«Was ich vorhabe: das Leben der Menschen zu unterbrechen, ihnen zu zeigen, was sie für selbstverständlich halten – und es ihnen dann wegzunehmen.» Nicht Nolan spricht hier persönlich, sondern der smarte, hinterhältige Einbrecher Cobb im furiosen Nolan-Debüt «Following» (1998), ein Alter Ego des Regisseurs. In diesem mit minimalem Budget gedrehten Film noir, geprägt vom britischen Free Cinema und dem frühen Stanley Kubrick («Killer's Kiss»), zeigt sich nicht nur Nolans Talent, er ist auch ein frühes Konzentrat seines filmischen Weltbilds.

Ein erfolgloser junger Schriftsteller namens Bill folgt in London einfach aus Jux und Tollerlei Menschen, beobachtet sie, macht sich Gedanken über sie, bis sie irgendwo in der Masse wieder verschwinden. Dann aber gerät dem Flaneur der Einbrecher Cobb ins Raster, und aus der Spielerei wird Ernst mit fatalen Folgen für Bill. Mit verwirrenden, dem Erzählfluss vorgehenden Montagen führt Nolan den Zuschauer an der Nase herum, ganz im Sinne von Alfred Hitchcock. Beteiligt am Film, der nur gerade 6000 Pfund kostete, waren Freunde und Familienmitglieder (der Vater in der Rolle des Kommissars). «Following» spielte in den USA 43 000 Dollar ein – ein Achtungserfolg, der ihm die Chance für «Memento» bot.

Gewalt der Atomkraft

Nolan frönte seiner Lust auf Vexierspiele schon bei den schrägen Kurzfilmen, die er im Filmklub drehte während seiner Studienzeit in London. Später gründete der Sohn eines britischen Werbetexters und einer amerikanischen Stewardess, mal in London, mal in Chicago zu Hause, mit seiner Frau Emma, die er während des Studiums kennenlernte, die Firma Syncopy Films, die seitdem an den Produktionen beteiligt ist. Dreharbeiten hält Nolan für lästig, sie seien eine Art «Malen nach Zahlen». Das ist pure Tiefstapelei eines Filmemachers, der den Ruf hat, ein gelassener Regisseur zu sein, der am Set nie laut wird, immer konzentriert bleibt.

Ein bisschen wie sein «Oppenheimer», der zwar die Gewalt der Atomkraft freisetzt, aber



Spass mit der Realität: Regisseur Nolan.

dabei sich völlig cool verhält; oder wie Robert Angler, der Magier aus «The Prestige» (2006), oder Kommissar Dormer («Insomnia», 2002). Andererseits leiden Nolans Figuren an irgendetwas: Shelby aus «Memento» an einer Amnesie, Dormer an Schlaflosigkeit, Bruce Wayne (die Batman-Trilogie, 2005–2012) an der Undankbarkeit der Gesellschaft, Cooper («Interstellar», 2014) am Irrsinn von Zeitreisen.

Als «nolanesk» könnte man seinen Hang zu extremer Subjektivität bezeichnen. Jeder Handlungsablauf folgt nur aus individueller Wahrnehmung, was zu einer intensiven, sinnlichen Anschaulichkeit führt. «Following» war schon titelgebend typisch. In «Inception» (2010) bohrte Nolan sich tief ins Subjektive hinein: Diebe dringen in die Traumwelten betäubter Personen ein, um Ideen aus dem Unterbewusstsein zu stehlen oder ihnen Gedanken



zu implantieren. Fünf Bewusstseins- und Traumebenen führen zu subjektiven, aberwitzigen Wahrnehmungsschocks, gegen die Hitchcocks Dalí-Visionen harmlos wirken.

Nolan liebt das Spiel mit Zeit-, Raum- und Traumebenen und bringt sie mit schmissiger, actiongeladener Rasanz zum Tanzen. Zugleich treibt er seinen Spass mit der Realität, die bei den Achterbahnfahrten durch die Vorstellungswelten sonst wo hockt. In der Kurzgeschichte «Ich hoffe, ich komme bald an» von Philip K. Dick heisst es: «Realität ist das, was nicht verschwindet, wenn man aufhört, daran zu glauben.»

Auch das dümpelt in Nolans Filmen und ist schon in «Following» zu finden: Dem Möchtegern-Schriftsteller Bill stellt Cobb eine Blondine vor, in die er sich verliebt und an die er zu glauben beginnt, obwohl alles eine üble

Scharade ist. Am Ende fragt der Kommissar: «Blondine? Welche Blondine?»

In «The Prestige» besteht die Show des Magiers Angier aus einer Teleportation. Angiers Gegner kommt ihm auf die Schliche, entlarvt

Dreharbeiten hält Nolan für lästig, sie seien eine Art «Malen nach Zahlen».

ihn, und Angier stirbt dabei. Darauf wird sein Widersacher bezichtigt, ihn umgebracht zu haben, angeklagt und verurteilt, obwohl er unschuldig ist. Der Clou: Angier ist gar nicht tot. Wirklichkeit zerbröselst im Verwirrspiel, wird zum nimmersatten Suspense. Darin offenbart sich Nolans Kunst und sein Alleinstellungsmerkmal: Er ist ein Entfesselungs-

künstler, der sich houdinimässig komplizierten Stoffen widmet, um sie auf bildersatte Shows herunterzubrechen.

Auch bei Vorlagen, die nicht von ihm stammen («Insomnia»), gelingt ihm das. Die Story eines Ermittlers, der zur Aufklärung eines Mordfalls in den hohen Norden versetzt wird, dorthin, wo die Mitternachtssonne für permanente Helligkeit sorgt, geht auf den norwegischen Film «Todesschlaf» (1997) zurück. Nolan treibt in seinem Remake den Fall auf die Spitze, versetzt Dormer, blendend gespielt von Al Pacino, in grausige Müdigkeit durchs ständige Sonnenlicht, bis er gebeutelt, seiner rationalen Wahrnehmung beraubt, einen Kollegen erschießt, ohne am Ende sagen zu können, ob es Absicht oder ein Versehen war.

Pacino ist die Gewissheit von Wirklichkeit durch den Einfluss der Mitternachtssonne einfach entglitten. Ähnlich wie in den Galaxien von «Interstellar», den bizarren Bewusstseinsräumen von «Inception». Nichts ist mehr sicher. Auf fast surreale Weise wetterleuchtet das selbst durch Nolans Kriegsfilm «Dunkirk» (2017).

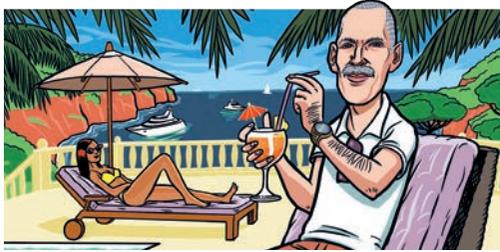
Archetyp des Manns ohne Eigenschaften

Wahnideen beuteln Bruce Wayne in der Batman-Trilogie. Durch die Ermordung seiner Eltern gedemütigt, verpflichtet er sich mit gravitätischer Nüchternheit der Gerechtigkeit. Er ist der Archetyp des ewigen Mannes ohne Eigenschaften und deshalb entschlossen, sein Äusseres in Szene zu setzen, um als Rächer der sozial Benachteiligten Charisma ausstrahlen. Für Nolans Batman ist Maskerade nichts Ungewöhnliches. Die Robe seines Amtes ist ihm lebenswichtig.

Nur mit ihr wird er als Super-Promi wahrgenommen und respektiert. Seine Entschlusskraft hat er schliesslich nur seinen antrainierten Fähigkeiten zu verdanken. Im Himalaja, bei den Ninjas, hat er sie sich angeeignet. Glücklicherweise wird er damit nicht. Die Zeit läuft gegen ihn, und seine schrillen, höllenhaft clownesken Gegner wie Pinguin, Two-Face oder Joker werden zu paranoiden Ausgeburten seines Gerechtigkeitswahns.

In «Tenet» (2020) will ein CIA-Mann verhindern, dass invertierte – sich zeitlich rückwärts bewegende – Gegenstände, die jemand aus der Zukunft sendet, die Welt zerstören. Eine Waffenhändlerin sagt zu ihm: «Wir versuchen mit der Inversion das zu tun, was bei der Atombombe nicht funktionierte – sie wegzuerfinden.» «Oppenheimer» zeigt mit unerbittlich wuchtiger, bildgewaltiger Kraft, woran das liegt. Albus Dumbledore, der Schulleiter von Hogwarts, sagt einmal zu Harry Potter: «Natürlich passiert es in deinem Kopf, Harry, aber warum um alles in der Welt sollte das bedeuten, dass es nicht wirklich ist?» Christopher Nolan, der grosse Kino-Magier, ist Dumbledore und Potter in einem.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Sex auf Rädern

Mark van Huisseling

Dinge auf Rädern waren schon immer mein Ding. Als Junge war ich Skateboarder beziehungsweise *Rollbrättilfaarer*, wie das in den 1970er Jahren hiess. Später gradete ich down, was die Coolness betrifft, auf ein Puch-Maxi-Mofa, veredelt und frisiert immerhin, es war zu Popper-Zeiten, und insofern ein Upgrade, als man Mädchen in Fiorucci-Kleidern beim besten Willen nicht auf dem Skateboard nach Hause fahren konnte.

Mein erstes Auto, mit achtzehn, war ein Renault 6 – und er verhalf mir tatsächlich zu Sex. Was auf den ersten Blick für meine Verführungs- oder Überredungskünste zu spre-

Wer findet raus, zu welcher Autozeit ich verliebt, verheiratet beziehungsweise geschieden war?

chen scheint, weil dieses Modell nun wirklich wenig aphrodisierend wirkte. Vielleicht hatte die Zielerreichung aber auch bloss damit zu tun, dass ich plötzlich mobil war. Darauf folgte eine Déesse, das hydropneumatische Stilwunder von Citroën und eines der schönsten Autos überhaupt, nicht bloss in meinen Augen. Doch die Göttin war launisch wie eine gewöhnliche Frau, man wusste nie, ob man mit ihr ankommen würde (am Ort, an den man wollte, meine ich).

Männer und Motoren ist das eine, Frauen und Autos im Allgemeinen respektive der jeweiligen *ride* des Mannes an ihrer Seite das andere. Was ich sagen will: Die meisten Frauen mögen Männer mit tollen Autos, jedenfalls solange es sich bei dem Mann nicht um ihren

Mann handelt, sondern ihren vielleicht zukünftigen Mann. So lange also, bis die Domestizierung beginnt. Oder, noch härter ausgedrückt, bis die Frau über fast alles streng urteilt, was sein Budget belastet – er hätte das Geld schliesslich auch sinnstiftender ausgeben können (für Geschenke an sie zum Beispiel).

Meine nächsten Automarken, in chronologischer Reihenfolge, waren: Alfa Romeo, MG, Jaguar, Saab, Maserati, Porsche. Und jetzt ein kleines Quiz – wer findet raus, zu welcher Autozeit ich verliebt, verheiratet beziehungsweise geschieden war?

Richtig, meine erste Eheschliessung fand statt zwischen dem Jaguar und dem Saab. «Der Saab 93 ist ein Auto für Menschen mit kontrollierter Eitelkeit. Chic, aber nicht zu chic, elegant, aber nicht zu sehr, zeitgemäss, aber nicht übertrieben. Mark van Huisseling ist demnach der perfekte Saabfahrer», schrieb Ulf Poschardt damals in seiner Kolumne in dieser Zeitschrift über mich respektive mein Auto. Was er auch hätte schreiben können: Saab ist eine Marke für ziemlich frisch Verheiratete. Erstaunlich eigentlich, dass die Firma Pleite machte, vielleicht lag's daran, dass die Karre im Grunde bloss ein Opel Vectra mit schickerem Namen und höherem Preis war.

Nachdem die erste Ehe von der Strasse der Liebe abgekommen war, kaufte ich einen Maserati 3200 GT. Meine damalige neue Freundin sagte: «Ich mag dein neues Auto, die Farbe Ozeanblau passt zu den meisten meiner Kleider.» Ich fand diese Aussage so sexy wie die Bumerang-Heckleuchten des Wagens. Der Masi war temperamentvoll, aber nicht ganz alltags-tauglich, für meine Bedürfnisse auf jeden Fall. Wie die Freundin, nebenbei erwähnt.

Da war doch noch ein Porsche in meiner Aufzählung, ein 911er Carrera, um genau zu sein, nicht wahr? Und er überstand sogar meine zweite Hochzeit. Ob ich ihn noch immer fahre beziehungsweise habe? Nein. Und die Frau? Ja. Eben. Einverstanden. Doch es war anders, als Sie meinen, man muss das abgestuft sehen beziehungsweise erzählen: Ein Kind kam, das Auto ging. Das heisst, es machte einem anderen Platz, einem Range Rover Evoque. Das Beste dabei, den Evoque hat meine Frau gekauft, sie ist die Mobilitäts-Providerin in der Familie van Huisseling (ich bin bloss zuständig fürs Wohnen). Mit anderen Worten: Ich habe kein Auto mehr. Und auch keine Midlife-Crisis, dafür bin

ich zu alt, die habe ich hinter mir (der 911er war schwarz, nur zum Sagen, nicht rot).

Auf dieser Ausgangslage fussend kaufte ich mir vor drei Jahren ein Motorrad, ein BMW F 900 R, mittlerweile ziemlich *customized*, personalisiert also. Meine Frau hat es mir nicht verboten, nicht mal davon abgeraten, echt wahr. Ob das wahre Liebe sei oder Gleichgültigkeit? (Keinen Sarkasmus in dieser Spalte, bitte.) Liebe, so sieht's aus. Denn im fortgeschrittenen Alter sind zwei Räder mehr als vier und gleich gut, was die Sicherheit betrifft. Weil man als Mann nichts mehr zu riskieren braucht, wenn man alles darf.



UNTEN DURCH

Brunos Aufsatz

Linus Reichlin

Letzte Woche lud Bruno ein paar Freunde ein, und später am Abend, im Suff, kam es ihm in den Sinn, einen alten Schulaufsatz vorzulesen, den er auf dem Estrich gefunden hatte. Er hatte ihn in der fünften Klasse im Religionsunterricht geschrieben, das Thema war «Warum es einen Gott geben muss». Bruno las vor: «Es ist doch logisch, dass es einen Gott gibt. Denn wenn es keinen Gott geben würde, würde es keinen Religionsunterricht geben.» Hihi, so lustig! Alle lachten, ich am lautesten, weil ich ja wusste, was noch kam. Bruno las weiter: «Ich gehe gern in den Religionsunterricht. Aber viele in meiner Klasse sagen, es ist stinklangweilig und Herr Pfarrer Gerster ist blöd und furzt. Die Namen von denen, die das sagen, sind Anna Gabathuler. Konrad Bargetzi. Linus Reichlin. Paul Possa.» Jetzt klatschten sich die Gäste vor Vergnügen auf die Schenkel, jemand sagte: «Ich wusste gar nicht, dass ihr zusammen in einer Klasse wart!» – «Man

konnte sich seine Klassenkameraden nicht aus-suchen», sagte ich. «Lies weiter, Bruno!», rief jemand anders, aber das war schon der ganze Aufsatz. «Note 6 mit Stern!», sagte Bruno – und einen Moment lang sah er wieder genau so aus wie der kleine Brüneli von damals, den Anna, Konrad, Paul und ich so gern in die Brennesseln stiessen. Als Konrads Vater sich eine Tiefkühltruhe kaufte, die erste im ganzen Städtchen, lockten wir Bruno unter dem Vorwand, mit ihm ewige Freundschaft schliessen zu wollen, in den Keller und schmissen ihn in die Tiefkühltruhe. Es lagen erst ein paar Cervelats und ein abgeschnittener Finger von einem Angestellten von Konrads Vater, der Schreiner war, in der Truhe – da war also noch viel Platz. Eine Woche später verkündete der Klassenlehrer Schelling, Bruno liege mit Lungenentzündung im Spital und würde sich freuen, wenn ihn jemand besuche. Alle in der Klasse stellten sich tot, nur Anna, Paul, Konrad und ich nicht. Wir besuchten Bruno mit Blumen, die wir mit Juck- und Niespulver bestreut hatten. Wir sagten: «Bruno, riech mal, wie gut die Blumen duften!»

«Ihr habt mich so gequält!», sagte Bruno nach dem Fest, als die anderen Gäste gegangen waren. «Ja, aber das Beste war», sagte ich, «die Sache mit der Badehose.» Einmal schafften Paul und ich es nämlich, Bruno im Umkleide-raum der Badeanstalt abzulenken und vorn in seine Badehose ein Loch zu schneiden. Als er die Badehose dann anzog, erzählten wir ihm, Anna sei heimlich in ihn verknallt und wolle ihn küssen. Bruno war darüber so beglückt, dass er den leichten Luftzug an seinem freiliegenden Schnäbelchen nicht bemerkte. Wie im Traum wandelte er vor aller Augen mit baumelndem

«Ja, aber das Beste war», sagte ich, «die Sache mit der Badehose.»

Gehänge über die Liegewiese und suchte Anna. «Ihr wart so grausam», sagte Bruno, und ich sagte: «Bruno, wir mussten das tun. Du warst als Kind irgendwie wie John Malkovich, du hattest so ein Ohrfeigengesicht und so eine Quiekstimme, das war nicht zum Aushalten. Aber natürlich tut es mir leid.» – «Das sagst du nur so», sagte Bruno, und ich sagte: «Ja, aber es klingt gut und wird von mir erwartet.» In

Wirklichkeit tut mir nur leid, dass die Kinder heutzutage zu universalem Mitgefühl erzogen werden und gezwungen sind, ihre natürliche Grausamkeit hinter etwas Positivem zu verbergen, zum Beispiel hinter dem Kampf für den Umweltschutz oder dem Einsatz für die Rettung der Welt vor dem Klima.

«Ich habe euch gehasst, vor allem Anna», sagte Bruno, und ich sagte: «Ja, das waren noch die guten alten Zeiten, Bruno. Und weisst du noch, wie Anna so tat, als würde sie dich trotz deinem Debakel mit der Badehose küssen wollen? Und dann, als du mit geschlossenen Augen und ganz spitzen Lippen auf den Kuss gewartet hast, sagte sie: «Aber jetzt, wo jeder weiss, wie dein Ding aussieht, möchte ich doch lieber eine Schnecke küssen.»»



SEX Ängste und Unsicherheiten

Dania Schifftan

Liebe Dania, ich habe von sogenannten Masturbationsräumen in Kinderkrippen gelesen, wo die Kleinen sich in Doktorspielen üben können. Ich finde das furchtbar. Was halten Sie davon?
B. M., Weggis

Es gibt kaum ein Thema, bei dem die Emotionen so schnell hochkochen wie bei der kindlichen Sexualität. Fachpersonen und Laien sind sich darüber einig, dass es für Kinder wichtig ist, ihren eigenen Körper zu erkunden. Das eigene Genital zu erforschen, gehört genauso zur Entwicklung dazu, wie die Finger in den Mund zu stecken, zu balancieren oder die ersten Schritte zu tun. Es ist Teil einer gesunden Entwicklung. Sobald jedoch darüber nachgedacht wird, wie dieser Entwicklungsschritt gestaltet werden kann, erhitzten sich die

Gemüter und bei vielen Erwachsenen kommt Panik auf. Ja, es gibt Situationen, in denen es zu Grenzverletzungen kommen kann. Wenn die Kinder, die «Doktorspiele» ausprobieren, nicht gleich alt sind. Oder ein Kind etwas tun möchte, das ein anderes ablehnt. Doch Fakt ist:

Sie reagieren viel schneller, wenn etwas in eine schlechte Richtung geht.

Kinder finden immer Wege, die Dinge auszuprobieren, die sie tun möchten. Deshalb finde ich es spannend, darüber nachzudenken, wie wir als Erwachsene einen Rahmen bieten können, der sicher ist. Wo dürfen Kinder diesen für sie wichtigen Entwicklungsschritt tun und werden dabei achtsam begleitet? Wie können wir leicht eingreifen und eine Hilfe sein, wenn Dinge geschehen, die ihnen nicht guttun? Was wir aus der Forschung sicher wissen, ist, dass Kinder, die sich in ihrem Körper wohlfühlen und seine Empfindungen einordnen können, viel leichter Grenzen setzen. Sie wissen, was sie mögen und was nicht, so dass sie viel schneller reagieren, wenn etwas in eine schlechte Richtung geht. Ich finde es wichtig, über Ängste und Unsicherheiten zu sprechen. Die Idee derartiger Räume zu verteufeln, finde ich jedoch zu einfach.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danias@weltwoche.ch



Humane Pflicht

Nr. 10 – «Weidmanns Wahrheiten tun weh»
Marcel Odermatt über die Rede des SVP-Politikers

Würde es Herr Weidmann auch so sehen, wenn er mit seiner Frau und den vier Kindern im hermetisch abriegelten Gazastreifen leben müsste? Ein Einstehen für das Leid in Palästina und damit Kritik an Israels Zerstörungen ist kein Antisemitismus, sondern eine humane Pflicht. *Hans Georg Braunschweiler, Rüschlikon*

Alles nur geschätzt

Nr. 11 – «Jenseits von Einstein»
Simon Aegerter über die globale Erwärmung

Der Physiker Simon Aegerter behauptet, die Erde könne sich zwischen 1,5 und 4,5 Grad Celsius erwärmen, wenn sich der CO₂-Gehalt der Atmosphäre verdopple; am wahrscheinlichsten seien etwa 3 Grad Celsius. Er zitiert anscheinend den Bericht des Weltklimarats (IPCC) von 2013. Allerdings sagt er nur einen Teil der Wahrheit. Dem IPCC wurden für diese Klimasensitivität des Kohlenstoffdioxids von Gewährsleuten Werte zwischen 0,6 und 9 Grad Celsius zugetragen. Es schrieb damals sogar, es könne aufgrund dieser breiten Streuung keinen besten Schätzwert angeben. Die mögliche Erwärmung der Erde durch das CO₂ wird also nur geschätzt und ist nicht bekannt. Aegerter sagt nichts darüber, dass die Klimamodelle, die auf diesen Schätzungen basieren, schon jetzt nicht mehr stimmen. Selbst ein Laie kann das bemerken, wenn er den IPCC-Bericht von 2013 liest. Es stimmt, dass sich Kohlenstoffdioxid in der Luft erwärmt; es absorbiert die von der Erde ausgehende langwellige IR-Strahlung. Aegerter verschweigt aber, dass diese Wärme nicht

sitzen bleibt, sondern wieder abgestrahlt wird. Man misst diese Outgoing Longwave Radiation (OLR) seit etwa vierzig Jahren. Es genügt nicht, bloss das auszuwählen, was einem gerade passt – und den Rest, der einem nicht passt, zu verschweigen.

Hans Rudolf Tscheulin, Wimmis

Reich der Finsternis

Nr. 9 – «Zwölf CIA-Bunker in der Ukraine»
Editorial von Roger Köppel

Warum wohl hat der amerikanische Geheimdienst unweit der russischen Grenze Bunker installiert? Aus reinem Vergnügen? Sie wissen natürlich: Von den Finnen im Norden bis zu den Ungarn, Rumänen und Bulgaren im Süden herrscht – nach den Erfahrungen, die man mit dem Reich der Finsternis im Osten gemacht hat – verständlicherweise grosse Angst. Persönlich bin ich für den amerikanischen Schutzschirm über Westeuropa sehr dankbar. Die meines Erachtens entscheidende Frage lautet: Was gab dem Monster Putin das Recht zu einem Angriffskrieg? Man hätte sich in Russland auf einen reinen Verteidigungskrieg einstellen und dies auch öffentlich erklären können. Aber das geschah nicht. Die angebliche Provokation durch amerikanische Bunker an der russischen Grenze kann keine Begründung für einen Angriffskrieg sein, wenigstens nicht im zivilisierten Teil der Welt. Dass Putin diesen Angriffskrieg begonnen hat, beweist seine Gewaltbereitschaft und Kriegslüsterheit. *Peter Jud, Uster*

Vor dem Hintergrund der amerikanischen CIA-Basen in der Ukraine erscheint der Krieg in einem ganz anderen Licht. Mit den Worten

von Niccolò Machiavelli (1469–1527): «Nicht wer als Erster die Waffe ergreift, ist Anstifter des Unheils, sondern wer dazu nötig ist.»
Eberhard Ruh, Oberndorf (D)

Spielwitz und Liebe

Nr. 10 – «Edelleute spielen Pingpong»
«Objekt der Woche» von Benjamin Bögli

Es ist erfreulich, dass Louis Vuitton den Pingpong-tisch für 67 000 Euro zur Verfügung stellt. Denn Tischtennis verdient es, hochangesehen zu werden. Es lehrt Selbstbeherrschung, die Stärken und Schwächen des Gegners zu erkennen und nach besten Ergebnissen zu streben. Tennis hingegen ist der einsamste Sport auf Erden. Es ist eine jener Sportarten, in denen du immer nur gegen dich selber kämpfst: Doppelfehler, *unforced error* und so weiter. Dabei verliert man die Nerven. Beim Tischtennis hingegen kommen ständig Durchsetzungswillen und Eleganz zum Vorschein. Vor allem aber sehr viel Spielwitz und Liebe.

Ramón Diem und Ari Yaraghi, Winterthur

Doppel-Dummheit

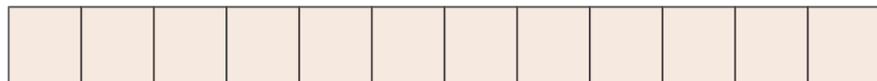
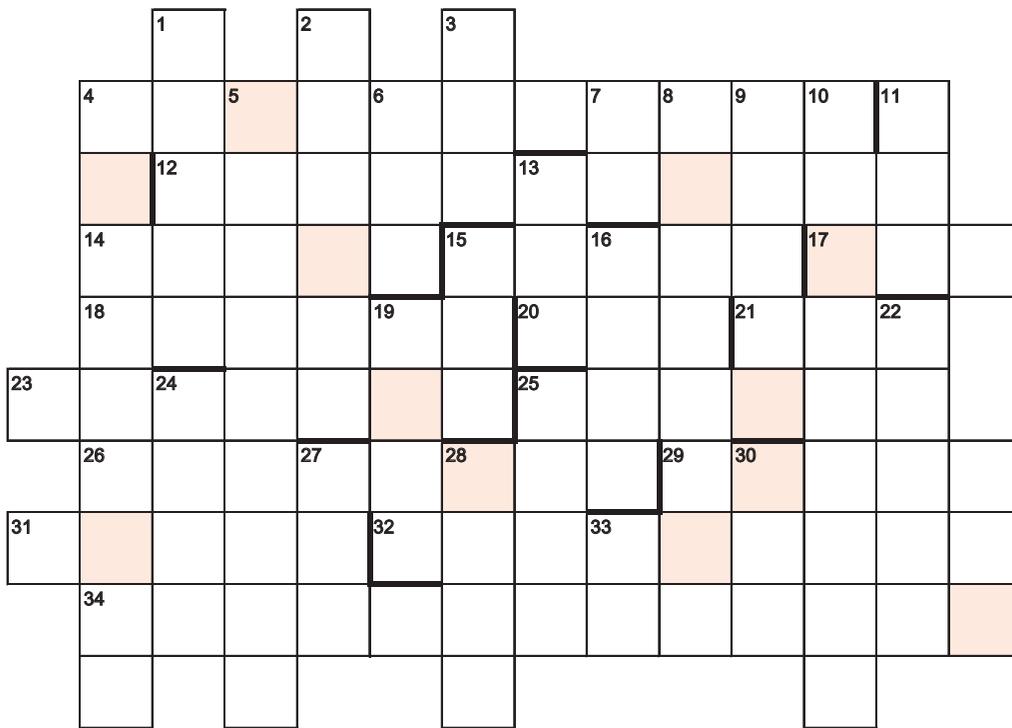
Nr. 10 – «Der Kampf gegen rechts und die Liebe zu Faschisten» – Oskar Lafontaine über Deutschland

Vielen Dank, Oskar Lafontaine, treffender kann man die deutsche Doppelmoral – nein, sagen wir lieber: Doppel-Dummheit – gegenüber dem «Faschismus» nicht beschreiben. PS: Ich bin von der *Zeit*, dem *Spiegel* und so weiter zur *Weltwoche* «geflüchtet». Erfreulicherweise entdeckte ich Sie nun hier.

Roland Wagner-Döbler, Hof/Saale (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch





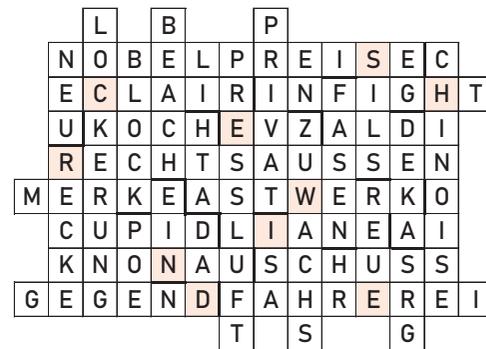
Lösungswort — verlangsames Wiederauffüllen eines Akkus?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 das Gegenteil von übergeben? 12 was so ist, kann gleich dutzendfach anecken 14 Artikel nach reduziertem Wareneingang 15 mit einer Kurve verschmolzene Baumaschine 17 zeitlich zwischen Zelluloid und Streaming anzusiedeln 18 ... etwas, das ungehobelte Engländer sagen, ... aber etwas, das hilfreiche Engländer tun 20 lebt in Übersee, ist aber für viele Schweizer ein Freund 21 kommt twee drie zuvor 23 da steht zwar die eigene Person im Zentrum, wird aber meist anderen gegeben 25 materielles Drumherum 26 Kleingeld zwischen Ladakh-Kapitale und lokalem Netzwerk 29 der Ralf aus dem Welschland 31 wo die Strasse von Otranto hinführt 32 mit einem Mietauto befördern? 34 Gipfeli zum amtlichen Prüfen von Waagen?

Senkrecht — 1 findet sich in Windeseile 2 steht meist kurz vor dem Verderb 3 für englische Schulen wichtiger Einkommensanteil 4 sind sich selbst überlassen oder dem Kantonalen Amt für Forst und Jagd in Altdorf unterstellt 5 wie man mit schwarzem Umhang und Sense daherkommt 6 unter dem Mikroskop und auf der Visitenkarte von promovierten Natur- und Staatswissenschaftlern zu sehen 7 bekannt als Säulenmaterial 8 Harnabsonderungsorgane von Anfang Woche? 9 Dünkel ohne vertrauliche Anrede 10 für den Verkehrsfluss hinderlich, aber für viele Handarbeiten unabdingbar 11 der sozialen Absicherung dienender Bündner Gipfel 13 gehört zur südamerikanischen Fauna und sorgt für sauberes Wasser 15 liegt zwischen Tir und Stmk 16 wurde ... terlauf des Nils einst sehr verehrt 19 mit hiesigem ist diese Sieben nicht keimfrei 22 stehen, bzw. fallen, alle auf der Kegelbahn 24 diesen Tag haben Italiener bereits hinter sich 25 auch zum Programmieren verwendbares Eisbein 27 Draht-Stück für Seefahrer 28 liegt in Südostasien und ist in der Schweiz dort dort Knochen, wo ...30... dies ein Bogen ist 33 Kennzeichnet das heutige Persien und ist in unsern Augen nicht auf der richtigen Wellenlänge

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 859



Waagrecht — 4 NOBELPREISE (no Belp-Reise) 12 [ECL]AIR 13 INFIGHT 15 DeKOCHips 17 EVZ (Zuger Eishockeyclub) 19 ALDI (al di) 21 RECHTSAUSSEN 22 MERKE 24 ASTWERK (Werk von Florian Ast) 26 CUPID (Cup ID, Uranusmond) 29 LIANE 31 AI (Artificial Intelligence, Dreifingerfaultier) 32 KNONAU (know now) 33 SCHUSS 36 GEGEND (gegen d) 37 FAHREREI (Anagramm)

Senkrecht — 1 LOCKERUNG 2 BEACH (engl. f. Strand) 3 [P]RIVA[T] 4 HerculaNEUM 5 BLOCK 6 LI 7 PRESSLUFT 8 ENtENbratEN 9 SILS 10 EG (Erdgeschoss, Europäische Gemeinschaft) 11 CHINOISE (Chi-noise) 14 FASEN 16 NachTApotheken (health technology assessment) 18 ZUWACHS (zu Wachs) 20 DEKA (österreichisch für 10 Gramm) 21 RECKE 23 ScheIN 25 (T)REUERabatten 27 POESie (Edgar Allan Poe) 28 DAD 30 (V)ISAAnträgen 34 das alte JahHR 35 SRG

Lösungswort — **SCHERWINDE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Rede und Gegenrede.

Jetzt neu!
E-PAPER
AUSGABE FÜR
DEUTSCHLAND

www.weltwoche.de



Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

